Magazin des Soldaten HEFT 10 • OKTOBER 1968 • PREIS 1 MARK

ARMEE Rundschau

Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Der Gefreite H. hatte seinen Posten an einer Kreuzung am Ortsausgang von B. bezogen. Harte Tage lagen bereits hinter ihm. Die Truppenübung des Verbandes verlangte auch den Regulierern alles ab. Nun knallte ihm die Sonne auch schon wieder sechs Stunden aufs Kreuz. Die Uniform klebte am Körper, und der Schweiß floß unter dem Stahlhelm vor in den Nacken. Na Gott sei Dank mußte ja bald das Schlußfahrzeug kommen, das ihn aufnehmen würde. Das glaubte und hoffte jedenfalls der Gefreite H. an seiner nun schon recht einsamen Kreuzung. Es fing an zu dämmern, es wurde dunkel – die ersehnte rote Flagge mit dem gelben R, das Zeichen für das Ende seines Dienstes, flatterte an keinem Fahrzeug. Es war also noch eine Einheit zu erwarten. Na, da half alles nichts, er mußte wohl noch die Nacht an dieser Kreuzung zubringen. Auch am nächsten Tag hatte der Gefreite H. einen geruhsamen Dienst. Kein Panzer, kein SPW, kein „GAZ" überquerte „seine" Kreuzung.

„Wie lange mußt Du denn hier noch stehen, Onkel?" fragte ihn der kleine Steppke aus dem Haus gegenüber, mit dem er sich mittlerweile angefreundet hatte, und der ihm ab und zu eine Tasse Tee und ein paar Schrippen brachte. Das fragte sich H. inzwischen auch, aber es half ja nichts – ohne Befehl konnte er vorläufig seinen Posten nicht verlassen.

Wenigstens noch eine Nacht wollte er ausharren, obwohl er bereits ahnte, daß irgend etwas schief gegangen sein mußte.

Ein Regulierer muß Ausdauer und Geduld haben, und die hatte der Gefreite H. ja auch. Doch mehrere Tage an einer Kreuzung ohne Ablösung zu stehen, das hatte er in seiner Verkehrsreglerpraxis noch nicht erlebt. Am nächsten Morgen wurde es für ihn zur Gewißheit: Hier konnte von der Truppe niemand mehr kommen. Jetzt mußte er selbständig handeln. Und das konnte nur so aussehen: sich allein auf den Rückmarsch zu seiner Dienststelle begeben. Mit drei Mark in der Tasche und ohne Fahrkarte kein leichtes Unterfangen. Immerhin waren es bis M. rund 150 Kilometer. Bevor er sein Bündel schnürte, kennzeichnete er für alle Fälle – sollte es doch noch jemandem einfallen, ihn zu suchen – seine „Stellung", die er nun zwei Tage und zwei Nächte gehalten hatte: Eine seiner Regulierflaggen band er an einen Baum, versehen mit der schriftlichen Meldung: „Befinde mich auf dem Rückmarsch zur Dienststelle. Gefreiter H., der Letzte der Mohikaner."

Bei der Reichsbahn fanden sich glücklicherweise Leute, die für die Situation unseres Mohikaners Verständnis hatten und ihn auch ohne „gültigen Fahrtausweis" transportierten.

Als sich H. in seiner Einheit meldete, atmete der Kommandeur auf. H.'s Fehlen war erst in M. bemerkt worden. Zwei Mann waren bereits auf dem Weg, ihn zu suchen.

Die Belobigung, die der Gefreite H. „für vorbildliche Befehlsausführung und richtiges selbständiges Handeln" erhielt, war wohlverdient, meine ich.

Wi.

POSTSACK

Militärische Hochschule

Ich möchte später Militärakademiker werden. Was muß man alles tun, um diesen Titel zu erlangen?

Wolfgang Mroski, Großräschen

Diesen Titel gibt es nicht, wohl aber die akademischen Grade Diplom-Gesellschaftswissenschaftler, -Militärwissenschaftler bzw. -Ingenieur. Die an einem Akademiebesuch interessierten Armeeangehörigen müssen eine mehrjährige Praxis als Offizier, die Hochschulreife, Diensttauglichkeitsstufe I oder II und die Fahrerlaubnis haben. Sie müssen ferner die für die Ausbildung erforderlichen politisch-moralischen, militärischen, technischen und bildungsmäßigen Voraussetzungen besitzen und die Gewähr geben, daß sie nach dem Studium in eine Dienststellung eingesetzt werden können, die eine akademische Ausbildung erfordert.

Und die Ehefrau?

In unseren von Angehörigen der NVA bewohnten Häusern wurde folgender Aushang der hiesigen DFD-Gruppe angebracht: „Liebe Freundinnen! Die Stadtbezirksvorsitzende... bittet um zahlreiches Erscheinen der Freundinnen der NVA-Angehörigen zum ‚Treffpunkt der Frau'!" Sie können sich vorstellen, daß diese Formulierung Heiterkeit auslöste.

G. Neumann, Dresden

Nicht mit fremden Federn schmücken

Ich werde zum Pionierunteroffizier ausgebildet. Sind wir als Uffz.-Schüler jetzt schon berechtigt, das Dienstlaufbahnabzeichen für Pioniere zu tragen?

Unteroffiziersschüler Kratel, Potsdam

Dienstlaufbahnabzeichen dürfen nur dann getragen werden, wenn eine Spezialausbildung mit abschließender Prüfung bestanden und damit die geforderte Qualifikation erworben wurde.

Militärische Begrüßung

Da wir hier ziemlich abgeschieden leben, freuen wir uns schon immer auf die nächste Ausgabe der AR, und wenn Du erscheinst, wirst Du mit „Hurra" empfangen.

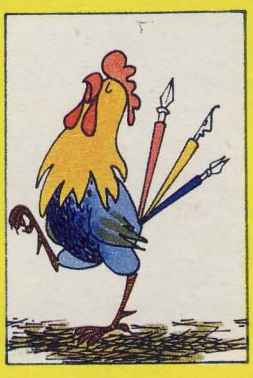
Gefreiter Bogisch, Diesdorf

Wiedersehen erleichtert

Mein Mann liegt seit längerer Zeit in einem Lazarett. Ich habe die Absicht, ihn einmal übers Wochenende zu besuchen, aber die Reise wird für mich auf Grund der großen Entfernung sehr umständlich und teuer werden. Es müßte doch möglich sein, dafür von der Sozialversicherung einen Zuschuß zu bekommen.

Simone Dertinger, Cottbus

Von der Sozialversicherung nicht, wohl aber von der NVA. Einmal im Monat können Fahrtkosten für einen Besuch durch das Finanzorgan der Dienststelle des Kranken erstattet werden. Anspruch darauf haben bei verheirateten Armeeangehörigen der Ehepartner, bei unverheirateten jeweils ein Elternteil. Der Genosse muß allerdings schon vier Wochen im Lazarett oder Krankenhaus liegen.



Doppelt nicht erforderlich

Muß man in der Armee noch einmal eine Prüfung machen, wenn man bereits die Fahrerlaubnis Klasse V besitzt?

Manfred Gloger, Berlin

Nein, Sie werden lediglich auf dem Kfz.-Typ besonders geschult, den Sie als Militärkraftfahrer fahren werden.

Drei Namen

Als ich das erste Mal aus dem Kasernenfenster schaute, fiel mein Blick auf das Fensterbrett aus Zinkblech. Zwei Namen, der erste in kyrillischen Buchstaben, waren da neben anderen, schon verwitterten, in das Blech geschnitten: Babuschkin 1953 – Hammermeister 1963. Jetzt kommt noch mein Name hinzu. Ein unscheinbarer Sachverhalt, der Erwähnung nicht wert? Ich glaube doch.

Unteroffizier Conrad, Frankfurt

Unterhalt

Meine Nachbarin erzählte mir von Veränderungen in der Unterhaltsverordnung. Stimmt das?

Gisela Rimpletz, Dresden

Es stimmt. Unter anderem legen die Bestimmungen (veröffentlicht im Gesetzblatt der DDR, Teil II, Nr. 35/68) fest, daß für die Ehefrau eines zum Grundwehrdienst einberufe-

nen Wehrpflichtigen und die unterhaltsberechtigten Kinder folgende Beträge monatlich zu zahlen sind: für die erwerbsunfähige Ehefrau 200,– M, für die erwerbsfähige Ehefrau 100,– M, und für jedes Kind 40,– M (in der alten Verordnung 30,– oder 40,– M). Diese Beträge sind in voller Höhe zu zahlen, wenn das eigene Nettoeinkommen der Ehefrau monatlich 300,– M (früher 200,– M) nicht übersteigt, anderenfalls sind die Unterhaltsbeträge um 50 % des 300,– M übersteigenden Nettoeinkommens zu kürzen. Anträge sind an den Rat der Stadt bzw. Gemeinde, Abt. Sozialwesen, zu richten.

Dienstverhältnis ist maßgebend

Ist es Unteroffizieren gestattet, Uniformhemdblusen zu tragen?

Unteroffizier Gösterl, Helmershausen

Nur denen, die sich als Berufssoldaten verpflichtet haben.

Druck

Während eines Spazierganges mit meinem fünfjährigen Sohn beobachteten wir die Rückkehr einer kleinen Einheit der NVA von der Wachablösung. Vor dem geschlossenen Kasernentor marschierten die Soldaten auf der Stelle. Mein Sohn hatte sofort die Situation erkannt und sagte zu mir: „Vati, mach bloß schnell das Tor auf, die Soldaten müssen alle mal!"

Harry Reder, Rostock

Es war einmal

Gibt es bei uns in der DDR noch Kadettenschulen?

Edda Claußner, Böhlen

Nein, die Kadettenschule der NVA ist 1960 aufgelöst worden.

Koch-Protest

Mein Freund und ich versehen als Truppenköche unseren Grundwehrdienst. Wir verfolgen eifrig jede Ausgabe der AR. Wir sind uns jedoch einig, daß wir Dir die Freundschaft kündigen sollten. Dein Titelbild zeigt viele Genossen, die unsere Technik meistern. Warum erscheint nicht auch mal ein Koch, wo dieser doch einen wichtigen Teil unserer Armee darstellt?

Gefreiter Seiffert, Spremberg

Die Köche sind uns so lieb wie jeder andere Soldat. Bei passender Gelegenheit kommen auch sie einmal auf die erste Seite.

Waffenbrüder von der Adria

Mit Interesse habe ich den Besuch einer jugoslawischen Militärdelegation bei uns verfolgt. Ist es der AR möglich, auch einmal die Dienstgradabzeichen der Jugoslawischen Volksarmee abzudrucken?

Meister der VP Peetz, Berlin

Ja, im nächsten Jahr werden wir sie veröffentlichen.

So einfach geht das nicht

Als Angehöriger der Grenztruppen erhielt ich während meiner Dienstzeit drei Bestenabzeichen. Nun habe ich gehört, wenn man Träger von drei Abzeichen ist, erhält man die Verdienstmedaille der NVA in Bronze.

Gefreiter d. R. Hellmuth, Lauscha

Eine derartige obligatorische zusätzliche Ehrung gibt es nicht. Wohl aber kann der Kommandeur nach mehrmaliger Auszeichnung mit dem Bestenabzeichen für weitere hervorragende Arbeit das Leistungsabzeichen oder andere Auszeichnungen verleihen.

Bezaubernde Nixe

Bei der im Juliheft beim „Dransker Fischzug" lockenden Blondine würden auch bei mir die Gefühle toben, denn so eine Puppe, die wäre auch mir nicht schnuppe! Ihre Warnung, Herr Hans Krause, wird da wenig helfen.

Matrose Goldwin, Dranske

Schwimmende mot. Schützen?

Gibt es in der NVA auch Marineinfanterie?

Ralph Wischner, Berlin

Nein.

Mitgliedschaft ruht nicht

Ein Genosse wurde für ein viertel Jahr zur Reserveübung einberufen. Was für Rechte hat er in dieser Zeit als Mitglied des FDGB, und wie werden seine Mitgliedsbeiträge berechnet?

Unterfeldwebel d. R. Arlt, Halberstadt

Beim Reservistendienst bleibt die Mitgliedschaft mit allen Rechten und Pflichten bestehen. Der Beitrag wird nach dem Wehrsold und dem Lohnausgleich des Betriebes berechnet.

Bei „Beimlers" in Bärenstein

Anerkennung gilt dem Pionier-Ferienlager der NVA „Hans Beimler" in Bärenstein. Jährlich verleben hier rund 1 500 Junge Pioniere ihre Ferien. Es stehen sportliche Spiele, Tanz und vieles, vieles mehr auf dem Kulturplan. Es gibt schöne Erlebnisse, Langeweile kennen wir nicht. Dafür sei den Genossen der NVA unser herzlichster Dank gewidmet. Besondere Anerkennung verdient der Leiter des Lagers, Major Kleinschmidt.

Ulrike Surdyk, Bärenstein

Grenzen beachten

Wenn ich meinen Erholungsurlaub zu Hause verbringe, darf ich dann den Ort, der auf dem Urlaubsschein angegeben ist, für ein paar Tage verlassen oder ist das nur stundenweise erlaubt?

Hartmut Brüning, Erfurt

Weder – noch. Sie dürfen sich nur in den Orten aufhalten, die auf Ihrem Urlaubsschein vermerkt sind.

Wie bei Muttern

Die Mitglieder der Jugendbrigade Teubner von der Großbaustelle Kraftwerk Boxberg möchten sich beim Küchenpersonal der Offiziersschule Löbau und der Spremberger Einheit für die Verpflegung vielmals bedanken.

Gefreiter d. R. Brunner, Boxberg

Gut aufgepaßt

Während der Saison 1968 gab es an der Ostseeküste in Mukran einen Schwerpunkt an Pkw-Einbrüchen und Stranddiebstählen. Stabsobermeister Strube, der sich mit seiner Einheit hier im Einsatz befand, beobachtete einen jungen Mann, der sich auffällig bei den abgestellten Pkw's bewegte. Dem Genossen gelang es, den Mann auf frischer Tat festzunehmen und der Volkspolizei zu übergeben. Durch dieses umsichtige Handeln war es möglich, weitere fünf Pkw-Einbrüche und drei Stranddiebstähle zu klären und Hinweise auf weitere Täter zu erhalten. Genosse Strube wurde noch am gleichen Tage durch die Kriminalpolizei mit einem Präsent ausgezeichnet.

Leutnant Haase, Bergen

Bahnsteigerlebnisse

Am 17. Juli unternahmen wir mit einer Gruppe unseres Kindergartens eine Fahrt nach Rostock. Auf der Rückreise mußten wir in Güstrow umsteigen und hatten eine Stunde Aufenthalt. Während dieser Stunde unterhielt ein uns unbekannter Soldat unsere Kinder so nett und fesselnd, daß die Zeit im Nu verging. Von diesem schönen Erlebnis haben wir auch ein paar Bilder gemacht, die wir ihm gern zuschicken möchten. Vielleicht kann sich der betreffende Genosse einmal über die AR melden.

Leiterin Richter, Krakow am See

Vignetten: Klaus Arndt

Typenblätter-Markt

Wer schickt mir kostenlos Typenblätter von 1966 und früher?
Peter Glieder, 195 Neuruppin, Bölkeanger 14

Flugzeugtypenblätter sucht
Michael Dischner,
50 Erfurt, Semmelweisstr. 5

Tausche Panzer- und Schiffsgegen Flugzeugtypenblätter.
Rüdiger Möller,
6521 Hartmannsdorf,
Eisenbergstr. 32

Möchte meine Sammlung erweitern.
Uffz.-Schüler Gäbelein,
126 Strausberg, PSF 1901/F

Suche Typenblätter von 1966 bis 1967.
Dieter Nawroski,
25 Rostock, Warnow-Ufer 7

Biete Typenblätter von Pkw's, suche gleiches von Handfeuerwaffen.
Hans-Jürgen Becker,
4901 Luckenau, Bergstr. 6

Tausche Flugzeug- und Schiffsgegen Handfeuerwaffen-Typenblätter.
Uwe Rieger,
22 Greifswald, Brinkstr. 28

Wer schickt mir Typenblätter von sowjetischen Flugzeugen, Panzern und Schützenwaffen?
Werner Mögelin,
2331 Poseritz

Unlösbar

Durch ein Versehen bei unserer Schachaufgabe des Augustheftes sind mehrere Figuren im Stellungsbild auf falsche Felder geraten. Hier die richtigen Positionen aller Figuren: Weiß: Kg1, De3, Ta5, Tf4, Lc1, Ld1, Sd6, h5; Schwarz: Kg5, Db5, Tc8, Te7, Le4, Sf7, Sh1, g3, h6. Wir bitten alle Schachfreunde unseren Fehler zu entschuldigen.

Oberst Richter antwortet

Stabsmatrose Otto fragt:
Was heißt heute und in der NVA revolutionär sein? Für die Roten Matrosen war es 1918 in dieser Beziehung sicher einfacher.

Sie sprechen da ein großes Wort sehr gelassen aus. Offenbar ist für Sie der Begriff „revolutionär sein" identisch mit der Beteiligung an bewaffneten Aktionen des Proletariats. Tatsächlich ist der bewaffnete Kampf auch der sichtbarste Ausdruck revolutionärer Tatbereitschaft.

So scheint es in dieser Situation einfacher, seinen Platz auf der richtigen Seite der Barrikade zu finden, weil Ausbeutung und Unterdrückung, Terror und Grausamkeit des Feindes mithalfen, die Augen zu öffnen und den Willen zur revolutionären Tat zu aktivieren. Wenn Sie aber unter einfacher auch leichter verstehen, so irren Sie.

Wie heißt es doch im Rotarmistenlied der damaligen Zeit: „... und drüben schießt die Artillerie, Spartakus hat nur Infanterie ...". Und ob es da leichter war, dem grausamen Klassenfeind schlecht bewaffnet direkt gegenüber zu treten, neue Entbehrungen, noch stärkeren Terror auf sich zu nehmen und unter dem Feuer des Feindes standhaft zu bleiben sowie sein Leben einzusetzen, das werden Sie wohl kaum behaupten können.

Aber, und das ist wohl das Wichtigste: revolutionär sein, ist eben nicht nur und nicht einmal in erster Linie an die bewaffnete Periode einer Revolution gebunden. Revolutionen sind gesellschaftliche Prozesse, die bestehende gesellschaftliche Verhältnisse von Grund auf umgestalten und zu neuen höheren Formen führen, so wie z. B. seit 1945 in der DDR. Jeder aktive Umgestalter ist deshalb in dieser oder jener Weise revolutionär.

Jede Zeit hat ihre spezifischen Probleme, die revolutianär angepackt werden müssen. In der Bewältigung dieser Probleme werden Revolutionäre geboren, müssen sich die Streiter revolutionär bewähren. Wenn man davon ausgeht, daß wir die Macht, gute Waffen, das Vertrauen der Millionenmassen und die richtigen Verbündeten auf unserer Seite haben, scheint revolutionär sein heute tatsächlich nicht schwer.

Aber das Kampffeld ist gegenwärtig vor allem die Ideologie. Das macht die Sache wieder schwieriger. Denn es ist wirklich nicht so leicht, die Pläne des Klassenfeindes zur Liquidierung der DDR und der anderen sozialistischen Länder zu durchschauen, wenn er in der Verkleidung des Biedermannes über schwarze Kanäle friedliche Absichten heuchelt, aber die Konterrevolution marschieren läßt. Und gerade in solchen Situationen zeigt sich, wer ein wirklicher Revolutionär ist. Wirklich revolutionär sein, heißt auch internationale Solidarität zu üben. Darum ist die Hilfeleistung der verbündeten Streitkräfte eine unmittelbare revolutionäre Tat.

Angesichts der Enge der Kasernenmauern, der festen Regeln des militärischen Dienstes suchen Sie nun, anscheinend vergebens, Ihr Feld der Bewährung. So bin ich denn geneigt zu sagen: Sie sehen den Wald vor Bäumen nicht, denn die revolutionäre Bewährung vollzieht sich nicht erst im Einsatz. Das Feld Ihrer Bewährung liegt im Wettstreit um die vorbildliche Erfüllung Ihrer militärischen Aufgaben. Revolutionär sein heißt heute, Schrittmacher sein. Dazu gehören Kämpfertum, Kühnheit, Treue und Opferbereitschaft, aber auch die Disziplin.

Sie mögen sich heute dieser Tatsache nach nicht bewußt sein, aber der Typ des Revolutionärs von heute, das sind die an der Spitze des Wettstreites um höchste Ausbildungsergebnisse Stehenden, die dazu beitragen, den Kampfwert der Armee um das Gewicht ihrer Bestleistungen zu erhöhen und die damit auch eine revolutionäre Gefechtsbereitschaft der NVA gewährleisten.

Ihr Oberst

Richter

Scha.18

Die Anikin-Höhe

Von Oberstleutnant W. Kisseljow

Ich war einige Jahre nach dem Vaterländischen Krieg im Frühling in Possjet. Bereits gegen Mittag war ich mit meinen Erledigungen fertig und fragte den Diensthabenden, ob es keine Gelegenheit gebe, bis zur Grenzwache mitzufahren. Der Hauptmann verschaffte mir die Möglichkeit, bis nach Kraskino zu kommen, von wo aus es bis zur Grenzwache, wie er sagte, „ein Katzensprung" war, zehn bis fünfzehn Kilometer. Erfahrungsgemäß bin ich zwar schon skeptisch, wenn Grenzer von Kilometern sprechen, aber mir blieb ja keine andere Wahl. Ab Kraskino ging ich zu Fuß weiter und traf eine Gruppe junger Grenzsoldaten, die von irgendeiner Besprechung kamen und zur Grenzwache zurückkehrten. Mit ihnen war der Sergeant Jegor Nikonow.

Die Straße führte am Meeresufer entlang. Wie ein fester Reifen hielt sie das Halbrund der Bucht umklammert. Wir bogen vom Weg ab und setzten uns in einen von der Sonne erwärmten Straßengraben. „Da drüben liegt die Anikin-Höhe", sagte ein junger Grenzsoldat und wies mit dem Arm hinüber. „Sie gehört zu unserem Grenzabschnitt."

„Ja, das ist die Anikin-Höhe", ergänzte der Sergeant, an mich gewandt. Er schien mir etwas nachdenklich und sogar traurig. „Für diese Burschen ist Anikin schon Geschichte, aber wir haben noch zusammen gedient. Früher hieß der Berg ‚Die Höhe mit den drei Büschen'."

Und er erzählte uns alles, was er über Wenjamin Anikin, den einstigen Gefreiten der Grenzwache Nowaja Derewnja wußte:

Warum die Grenzwache die Bezeichnung Nowaja Derewnja (Neudorf) erhalten hatte, ist mir bis heute ein Rätsel. Das „neue Dorf" unterschied sich keinen Deut von allen anderen Grenzwachen. Am Fuße der Berge standen eine aus Holzhäusern bestehende Kaserne und ein Pferdestall sowie ein Haus für die Offiziersfamilien, eine kleine aus Balken gezimmerte ‚Banja', das Badehäuschen und ein aus Brettern gefügter Hundezwinger für die Diensthunde.

Kommandeur der Grenzwache war Oberleutnant Semjonow. Ein ausgezeichneter Kavallerist. Klein von Wuchs und streng, aber sehr gerecht als Vorgesetzter. Sein Stellvertreter, Politleiter Kopylow, ein lebhafter und stets zu Späßen aufgelegter Mann, war bei den Soldaten beliebt und hochgeachtet.

1940, gerade als wir „Neuen" kamen, begegnete uns gleich Wenjamin Anikin. Er kam gerade vom Streifengang. Eine rote Armbinde zierte ihn. Sein Seitengewehr und die Sporen an den Stiefeln klirrten leise. Breitschultrig, mit breiten Backenknochen, das Gesicht fast schwarz vor Sonnenbräune, stand er da, seine Zähne blitzten, wenn er lächelte; doch seine Augen sahen einen durchdringend an, als wollten sie einen tief im Innersten prüfen und fragen: Na, wie sieht's denn bei dir innen aus? Was bist du für'n Soldat? Besonders fiel mir seine Uniform auf, weil sie so adrett saß, als habe er sie in einem Moskauer Maßatelier schneidern lassen. Anikin wurde mein Vorgesetzter, Erzieher und Lehrmeister. Einige Tage später gingen wir schon zusammen auf Streife. Wie sich das gehört, stellte er mir eine Aufgabe für den Fall, daß Grenzverletzer bemerkt würden. Wir gingen den Pfad entlang, ich vornweg, er hinter mir. Ringsum sproß hohes Gras und standen Büsche, hauptsächlich Haselsträuche und junge Eichen. Wie wir so gemächlich weitergehen, und ich bei mir denke: Soll man in solchem Dickicht 'nen Grenzverletzer auffinden können? gibt er mir ein Zeichen, und ich bleibe stehen.

„Na, haben Sie was festgestellt?"

„Nichts Besonderes, Genosse Gefreiter!"

„Dann sehen Sie mal genauer hin!"

Ich sah mich um und konnte ringsumher nichts Verdächtiges entdecken. Auch keine fremde Spur auf dem Pfad. Büsche standen da wie alle Büsche, nur das Gras war ein bißchen gedrückt.

„Daß das Gras gedrückt ist, Genosse Nikonow, das sieht sogar ein kleines Kind. Wer hat es aber zerdrückt? Ein Grenzer muß alles wissen, auch wer über die Erde gegangen ist, die man ihm zu schützen anvertraut hat", bemerkte Wenjamin. „Sehen Sie da die Spur auf dem Pfad?"

Ich schaute näher hin. In der Tat! Auf dem taufeuchten Boden waren kaum merklich Vertiefungen von Hufen zu sehen. Mißtrauisch sah ich Anikin an und dachte, er treibe seinen Scherz mit mir. ▶

„Es waren Elche, die hier ästen, und wir haben sie aufgeschreckt", sagte Anikin. „Eine Elchkuh war sogar mit einem Jungen da. Am Wipfel des Strauches ist ein ganzer Ast abgenagt, und weiter unten fehlen nur Blättchen. Also muß das eine Tier groß gewesen sein und das andere kleiner. Ein männlicher Elch geht niemals mit einem Jungen zusammen, also war es die Elchkuh. Schauen Sie mal hin, wo die Tiere unter den Büschen gelagert haben. Es sind zwei Stellen. Ist jetzt alles klar? Und da melden Sie", fuhr er streng offiziell fort, „es habe auf dem Pfad nichts Interessantes gegeben!"

Solche Luchsaugen besaß der Mann! Mir ist diese Lehre lange im Gedächtnis geblieben. Alle Soldaten im Grenzposten liebten ihn wegen seines Mutes, seiner heiteren Art und seines mitfühlenden Herzens. Als Gruppenführer war er geradezu pinselig. Nicht die geringste Unordnung entging seinem scharfen Blick. Einmal kamen wir von der Grenze zurück, reinigten schnell die Waffen und nahmen rasch etwas zu uns, um möglichst schnell in die Falle zu kommen. Aber Anikin ging niemals zu Bett, bevor er nicht die ganze Gewehrpyramide überprüft hatte. Wenn er ein Tüpfelchen Rost oder die geringste Unordnung entdeckte, holte er den Schuldigen wieder aus dem Bett und las ihm derart die Leviten, daß derjenige am liebsten in eine Mauseloch gekrochen wäre! Wenjamin bemerkte eines Tages, daß ich am Schwebebalken keine gute Figur machte. Zwar bemühte ich mich nach Kräften, aber es kam wenig dabei heraus. Abends saßen wir unterm Faulbaum und sangen. So ganz nebenbei sagte Anikin: „Weißt du, Nikonow, ich hab mich schon ewig nicht am Reck versucht. Vielleicht könnte man da ein bißchen nachholen?" Er schien gar nichts zu befehlen, verstand es aber, einen anzuspornen. Schließlich steht man hinter seinem Vorgesetzten nicht gern zurück! Er war ein großartiger Sportler. Wenn er die Hanteln stemmte! Ein Athlet!

Es gab auch Neider in unserer Grenzwache. Hatte er mal einen Grenzverletzer gestellt und brachte ihn mit auf die Wache, gab's schon Gerede: ‚Na, der hat wieder mächtiges Schwein, hat wieder einen aufgespürt!'

Unser Chef sagte in solchen Fällen: „Wieder hat sich Anikin ausgezeichnet. Wer sein Fach kennt, der legt sein ganzes Herz hinein. Und so einer hat auch immer ein bißchen Glück."

Die Kunde vom Kriegsausbruch rührte die Gemüter auf. Als erster von uns verfaßte Wenjamin zwei Schriftstücke. Das eine Schreiben war ein Aufnahmeantrag für die Partei, und im zweiten bat er um seine Versetzung zur kämpfenden Truppe. Der Politleiter erklärte ihm, daß auch an unserem Abschnitt die „Samurais" früher oder später eine Front eröffnen würden, denn schließlich hätten wir nicht irgendwen vor uns, sondern grenzten hier auch an eine Art Faschismus. Das hat Anikin mir selber wiedererzählt. Und als wir, seinem Beispiel folgend, alle um Versetzung an die Front baten, berief Kopylow extra eine Parteiversammlung ein unter dem Thema: „Der Grenzschutz ist auch eine Front!"

Also, in die kämpfende Truppe haben sie uns nicht genommen, ebensowenig wie den Chef und den Politleiter, die gleichfalls an den Stab geschrieben hatten. Ich erinnere mich, daß Wenjamin auf der Versammlung als Kandidat in die Partei aufgenommen wurde.

Unruhige Zeiten kamen dann für uns Grenzer im Fernen Osten. Im Oktober standen die faschistischen Truppen vor Moskau, und hier bei uns krächzten die Japaner wie Geier, wenn sie frischen Blutgeruch spüren. Sie organisierten eine Grenzprovokation nach der anderen. Auf der „Kleinen Teufelshöhe" waren neue militärische Einheiten in der japanischen Garnison angelangt. Die Samurais ließen unsere Grenzwache nicht aus den Augen. Auf den zu den Beobachtungspunkten führenden Späherpfaden fanden unsere Männer immer häufiger Zigaretten, Schokolade und Wodka.

„Gemeinheit läßt sich nicht auf Anhieb begreifen", sagte Oberleutnant Semjonow. „Die wähnen, hat man einmal ein ausländisches Mitbringsel gekostet, dann kommt man auch wieder und erwartet ein neues. Sie werden dann an der gleichen Stelle einen Hinterhalt parat haben, und noch ehe du die Bonbons verschluckt hast, bist du in der Falle!"

Seit diesem Tage schickte man verstärkte Wachen aus. Die Japaner wurden immer dreister. Eines Tages stieß ein Wachkommando unter Leitung von Sergeant Moskalenko auf einen feindlichen Hinterhalt. Die Grenzer schlugen die Japaner mit Mühe und Not zurück. Der Stab der Abteilung befahl erhöhte Wachsamkeit.

Am 23. Oktober zog Gefreiter Anikin mit den Grenzsoldaten Nikolai Smirnow, Alexej Winokurow und Nikolai Gerassimow auf Nachtwache. Gemeinsam mit dem Diensthabenden der Grenzwache gingen sie zuvor rasch noch in die Schreibstube.

„Das Grenzkommando ist zum Empfang des Kampfauftrags für den Schutz der Grenze der Sowjetunion bereit!" meldete Anikin.

Aufmerksam prüfte Kopylow die Waffen, die Ausrüstung und fragte die Grenzer nach ihrem Befinden.

„Wir sind gesund", antwortete Anikin im Namen aller.

„Wie ist die Stimmung?"

„Ausgezeichnet!"

„Können Sie Ihren Dienst versehen?"

„Jawohl!"

„Dann vernehmen Sie den Kampfauftrag." Der Politleiter trat zu dem verdeckten Kartenschema, zog den Vorhang zurück und erklärte: „Die Faschisten stehen vor den Toren Moskaus. Ihre Verbündeten im Osten warten auf den Moment, da sie uns in den Rücken fallen können. Die Situation an unserem Grenzabschnitt ist Ihnen bekannt. Nach vorliegenden Angaben haben die Samurais eine große Provokation vor. Seien Sie für jeden Zwischenfall gewappnet. Ich befehle Ihnen, an der Grenze Posten zu beziehen. Ihr Dienstbereich ist die Höhe mit den drei Büschen. Die Ausrüstung . . ." ▶

Kopylow warnte Anikin, nachdem er die Marschrichtung auf dem Kartenschema angegeben hatte: „Von den benachbarten Wachkommandos ist keines in der Nähe. Schußwechsel mit Einheiten der regulären japanischen Truppen nur im äußersten Falle zulassen! Stoßen Sie auf einen Hinterhalt, dann verwenden Sie Handgranaten, Bajonette und Gewehrkolben. Jede verdächtige Wahrnehmung sofort per Feldtelefon durchsagen! Alles klar?"

„Jawohl!"

„Kampfauftrag ausführen!"

Die Soldaten schritten vorsichtig aus, blieben dann und wann stehen, um auf verdächtige Geräusche zu lauschen. Der Pfad wand sich schlängelnd dahin. In der Nacht konnte man sehr schnell vom Wege abgeraten, aber Wenjamin führte seine Genossen sicher, weil er sich hier unfehlbar auskannte.

Nikolai Gerassimow rutschte plötzlich aus und plumpste in eine tiefe Grube. Leise rief Anikin ihn an:

„Was ist denn? Bist du heil?"

„Hab mich ein bißchen wundgestoßen."

„Reich mir die Hand rauf, du Pfadfinder!"

Und Anikin half Gerassimow aus der Grube und fragte:

„Hast du keine Granate verloren? Prüf mal nach!"

Gerassimow fand alles unverändert. Auf seinem Gesicht brannte eine Schramme. Er meldete: „Können weitergehen."

Die Grenzsoldaten erklommen die Anhöhe und bezogen ihre Posten. Zur Rechten des Gefreiten tarnte sich Smirnow, dem Anikin befohlen hatte, die Grenzlinie gut zu beobachten.

Aus dem Hinterhalt sicherte Gerassimow die Genossen, während sich der Telefonist Winikurow mit dem Feldtelefon im Geröll einrichtete. Dorthin war rechtzeitig ein Kabel gezogen worden zwecks Verbindung mit der Grenzwache.

Der Wind nahm zu, die Büsche raschelten in ständiger Bewegung. Es wurde hell, aber der Nieselregen hielt noch immer an und hüllte die Bergeshöhe in Dunst.

„Genosse Gefreiter", rief Smirnow leise Anikin an. „Ich glaub', da unten geht jemand."

Alle horchten gespannt. Doch außer den im Winde rauschenden Gräsern und Sträuchern war nichts zu vernehmen.

„Das wird dir bloß so vorgekommen sein", beschwichtigte Anikin den Genossen.

Aber was war das? Da vorn huschten ja die Silhouetten von Menschen vorüber! Um diese Zeit war der Himmel schon hell genug, daß man erkennen konnte, wie etwa ein Dutzend Japaner auf die Grenzer zukam. Eine etwas kleinere Gruppe näherte sich den Soldaten von hinten.

Wenjamin, der die Stimmung seiner Kameraden gut verstehen konnte, flüsterte:

„Bloß nicht schießen!"

„Die Japaner kommen ungefähr in Zugstärke!" meldete Gerassimow.

„Macht nichts"! gab Anikin ruhig zurück, denn er hatte schon selbst gezählt. „Winokurow, erstatten Sie dem Diensthabenden Meldung!"

Die Grenzwache antwortete nicht.

„Also ist die Leitung gestört!"

„Das hat uns noch gefehlt! Gerassimow, du hast einen Telefonhörer, renne mal schnell zur Steckdose und mache Meldung über die Lage!"

Nikolai nestelte an seinem Koppel herum, fand den Hörer aber nicht. Offenbar hatte er ihn doch in der Grube verloren.

„Worauf wartest du?"

„Muß den Hörer wohl verloren haben . . ."

Anikin starrte den Soldaten durchdringend an. Gerassimow hielt diesem stechenden Blick nicht stand und wandte sich beschämt ab. Wenjamin wollte zuerst eine Leuchtkugel abschießen, verwarf aber diese Idee sogleich wieder; denn bis zur Wache war es weit, und man konnte das Signal leicht übersehen. Außerdem hätten sie die japanischen Einheiten noch mehr auf sich aufmerksam gemacht. Diese waren inzwischen schon ganz nahe. Vier gegen zwanzig . . . Wenjamin blieb aber ruhig. Seine Sicherheit teilte sich den anderen mit. Ohne Worte begriff Anikin, daß seine Genossen auf alles gefaßt waren.

„Wir schlagen uns zur vierten Steckdose durch", sagte Anikin. Smirnow war nervös und bekam den Holzknopf am Verschluß seiner Granatentasche nicht auf. Da trat Wenjamin auf ihn zu und fragte:

„Was ist denn, Kolja?"

„Gruselig ist's . . ."

„Verbanne deine Angst in die Patronentasche!"

Anikin erhob sich und warf halb kniend eine Handgranate. In hundertfachem Echo hallte die Detonation in den Bergen wider. Die Japaner warfen sich nieder und eröffneten sofort das Feuer aus allen Gewehren. Als das feindliche Feuer etwas abebbte, stand Anikin hinter seiner Deckung auf.

„Paß auf, sie beschießen dich!" versuchte Winokurow ihn zurückzuhalten.

„Wer soll denn sonst beobachten? Wenn wir's verpassen, dann sind alle geliefert . . ." sagte Wenjamin und behielt den Gegner weiter scharf im Auge.

Sobald die Feinde mitbekommen hatten, daß ihnen nur vier Soldaten den Weg versperrten, wurden sie frecher und gingen mit dem Ruf „Bansai!"[1] zum Angriff vor. Rasch kamen sie näher. Schon konnte man ihre breitknochigen Gesichter und ihre Schlitzaugen erkennen.

Anikin sprang auf und schlug mit dem Kolben seines Gewehrs einen feindlichen Soldaten zu Boden, der als Späher direkt auf ihn zugelaufen kam. Nach ihm erhoben sich auch die übrigen Grenzsoldaten. Die Schießerei hörte auf. Was soll das heißen? wunderte sich Anikin, aber Zeit zum Überlegen und zum Umsehen blieb ihm nicht. Neben ihm war plötzlich Smirnow in ein Handgemenge mit einem anderen Späher verwickelt. Auch dieser fiel nach einem heftigen Hieb zu Boden.

Der Angriff jener Handvoll tollkühner Männer war so heftig und wütend, daß die anderen Japaner unwillkürlich stehenblieben ohne weiter-

[1] Hurra

Illustrationen: Gerhard Rappus

zuschießen. Wenjamin begriff warum. Man wollte die Grenzer lebendig fangen.
Anikin nutzte die wenige Minuten währende Verwirrung unter den Feinden und befahl Gerassimow, um jeden Preis zur Grenzwache durchzubrechen. Der Soldat tauchte sofort im Geröll unter und robbte davon. Kaum eine Sekunde später war seine grüne Grenzermütze noch im Gebüsch zu sehen, dann verschwand sie. Erfreut sagte sich Anikin: Er ist durchgekommen! Aber plötzlich peitschten auf der Seite, wo sich Gerassimow befand, Schüsse...
Wieder griffen die Japaner die Grenzer an. Jetzt änderten sie ihre Taktik und versuchten die Soldaten einzeln einzukreisen. Anikin schrie:
„Alle zu mir!"
Er entsicherte. Jetzt war es an der Zeit! Doch als das Kommando: Feuer! schon auf seinen Lippen lag, hielt er inne. Auf der Grenzseite war eine starke Abteilung Soldaten zu sehen. Sobald die Kugeln über die Grenze fliegen, würden die Japaner die Anhöhe stürmen. Wenjamin begriff auch noch etwas: Auf jeden sowjetischen Schuß würden die Feinde mit Dutzenden von Schüssen antworten! Er erinnerte sich der Worte des Politleiters. Keinen Anlaß zur Grenzprovokation geben!

Der Gefreite ließ kein Auge von dem Samurai, der ihm stückchenweise mit kurzen Anläufen näherkam. Schon bei den ersten Ausfällen des feindlichen Soldaten erkannte Wenjamin, daß er einen erfahrenen Fechtmeister vor sich hatte. Er versuchte den Japaner von oben auf den Kopf zu treffen, doch der Gegner wußte sich zu schützen. Durch einen blinden Ausfallschritt konnte Anikin den Japaner täuschen und ihm mit einem harten Schlag das Gewehr aus der Hand schlagen. Wenjamin triumphierte schon, doch in diesem Moment war ein anderer Japaner auf Winokurow zugesprungen und hatte ihn im Griff. Smirnow eilte zu Hilfe. Er riß dem Feindsoldaten weg und half Alexej beim Aufstehen. Den Bruchteil einer Sekunde waren die Soldaten ungeschützt, und schon blitzte drohend ein gezückter Säbel über Smirnow.
„Nikolai!" schrie der Gefreite. Er riß das Gewehr herum und schlug mit dem Kolben auf den Kopf eines Offiziers ein. Der Offizier stürzte hin und seine blutige Mütze rollte Anikin vor die Füße. Doch der Offizier vermochte noch mit einem Säbelhieb Smirnow das Knie zu spalten.
Der Samurai, dem Anikin das Gewehr entrissen hatte, kam langsam wieder zu sich, stand auf und traf Wenjamin mit dem Bajonett in

den Rücken. Aber offenbar waren seine Kräfte schon ziemlich geschwächt, jedenfalls drehte Wenjamin sich um und entwand ihm die Waffe erneut.

Da sie ihren Offizier verloren hatten, gerieten die Japaner in Verwirrung und wichen zurück. Wahrscheinlich hatten sie den Befehl, nicht von der Schußwaffe Gebrauch zu machen.

Mit Winokurows Hilfe half Anikin Smirnow auf die Beine. Die Grenzer verbargen sich in einem alten Schützengraben, der zuzeiten der Kämpfe um Chassan ausgehoben worden und schon streckenweise eingefallen war. Seine Wände waren von Gras überwuchert, doch die steinige Brustwehr diente noch ganz gut als Kugelschutz.

Die Soldaten sahen sich um. Unter Anikins rechter Schulter breitete sich ein dunkler Fleck im Soldatenmantel aus. Smirnows Stiefel schmatzten vor Blut. Winokurow schnitt den Schaft mit dem Messer auf und verband Smirnow. Als Nikolai Anikin vorschlug, ihn zu verbinden, wehrte dieser ab.

„Ich kann warten, bis die Reihe an mir ist. Na, ist die Angst vorbei?"

„Ja, die ist vorbei."

„Na, dann ist's ja gut."

„Nun, Winokurow, schau mal nach, was die da noch ausgeheckt haben!" bat Anikin.

„Sie kommen wieder näher."

Wenjamin erhob sich, legte sein Gewehr auf die Brustwehr und ordnete an: „Wenn sie ran sind, nur gezielte Schüsse!"

„Schade, Gerassimow ist bestimmt umgekommen ... Hat es nicht geschafft bis zur Grenzwache", sagte Winokurow mit einem Seufzer.

Auf dem Bergesgipfel herrschte völlige Stille, die sich ihnen qualvoll auf die Seele legte. Irgend etwas Unklares, Bedrohliches hing in der Luft. Der Himmel wurde wieder dunkel. Ein Gewitter ballte sich zusammen. Vielleicht schon nach wenigen Minuten würden die Sowjetsoldaten von neuem den Kampf aufnehmen; ja, sie würden sich ohne Furcht zu ihrem letzten Kampf stellen. Sie hatten alles getan, um den Feind aufzuhalten. Jetzt kam jener äußerste Fall, von dem der Politleiter gesprochen hatte.

Plötzlich blieb die feindliche Schützenkette stehen, denn berittene sowjetische Grenzsoldaten kamen von den Flanken auf die Höhe zu. Als sie ihrer angesichtig wurden, wichen die Japaner eiligst auf die Grenzlinie zurück.

„Wir haben gesiegt!" rief Smirnow und riß die Mütze vom Kopf. „Brüder, wir haben Oberwasser!"

Anikin dröhnte der Kopf. Sein Unterhemd war an der Wunde festgeklebt; jede Bewegung verursachte ihm höllische Schmerzen, so als bohrten sich spitze Nägel in seinen Rücken.

Als die Verstärkung bei den Grenzsoldaten der Wache anlangte, hatten die Japaner die Höhe mit den drei Büschen bereits geräumt. Überall trug das herbstliche fahle Gras Spuren der Kämpfe. Da lag eine blutverschmierte Offiziersmütze herum, und einige japanische Gewehre zeugten ebenfalls von dem Geschehenen. An einem Strick, den die Samurais zur Fesselung der Grenzer mitgebracht hatten, schleiften sie die Leichname ihrer Soldaten heim.

Kopylow brachte sein heißsporniges Pferd zum Stehen und sprang aus dem Sattel. Anikin trat ihm entgegen und erstattete Meldung: „Genosse Politleiter, das Grenzkommando hatte auf Posten einen Überfall abzuschlagen. Der Feind ist nicht durchgekommen. Gerassimow ..." Wenjamin wankte, doch Kopylow fing ihn auf und umarmte ihn fest.

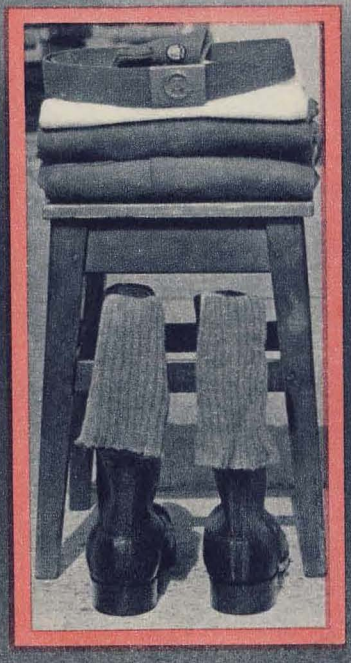
„Keine Aufregung, Genosse Anikin, er lebt!" Später erfuhren wir, daß Gerassimow wohlbehalten auf den Pfad gelangt war. Er verließ die Deckung und rannte auf die Grenzwache zu. Er wähnte sich schon in Sicherheit, aber da tauchten Japaner auf. Der Soldat warf sich rasch ins Gebüsch, aber zu spät. Man hatte ihn bereits bemerkt und eröffnete das Feuer auf ihn. Gerassimow fiel hin, von einem brennenden Schmerz in der Hüfte.

Erst nach geraumer Zeit erwachte er wieder vor Schmerz und vom Gewirr fremder Stimmen: Die Samurais schienen ihn zu suchen. Kaum fünf Schritte von ihm gingen sie vorbei. Er wartete noch einige Minuten, dann verband er sich so gut es ging, und mit zusammengebissenen Zähnen, um sich nicht durch ein Stöhnen den Feinden doch noch zu verraten, kroch er weiter. Er versuchte aufzustehen, aber der rasende Schmerz in der Hüfte drückte ihn wieder zu Boden. Schon fürchtete er das Bewußtsein wieder zu verlieren. Doch er fand die Kraft, Gesicht und Hände in den Disteln und Kletten zerkratzend, auf die Grenzgarnison zuzurobben. Im Lazarett erfuhr Wenjamins Wachmannschaft, daß sie zur Auszeichnung durch die Regierung vorgeschlagen worden seien", schloß Nikonow seine Erzählung. Er fügte nach einem nachdenklichen Schweigen noch hinzu:

„Aber wer den Berggipfel umbenannt hat, weiß keiner mehr. Einen solchen Befehl hat's jedenfalls nicht gegeben. Aber von der Zeit an nennen sie die Höhe mit den drei Büschen nur noch die Anikin-Höhe. Dieser Name hat sich eingebürgert und ist jetzt überall bekannt.

Nikonow verstummte. Er schaute forschend auf die Höhe, nahm seine Mütze ab. Die frische Brise vom Meer zauste sein blondes Haar.

Reglos saßen die jungen Soldaten da. Sie standen noch immer im Banne des Gehörten. Inzwischen war die Sonne hinter den Bergen verschwunden, ihre letzten Strahlen aber tauchten die Gipfel in goldenen Schein. Am rotgoldenen Hintergrund des Sonnenuntergangs traten die scharfen Konturen der Anhöhe klar hervor. Zu Füßen des Berges wallte langsam der erste Nebel auf, er zog sich an den schattigen Abhängen hin und blieb im Jungwald und in den Sträuchern hängen. Lange ragte die Anikin-Höhe noch aus dem Nebelschleier heraus, sie dunkelte mehr und mehr und zog die Blicke der Menschen auf sich. Irgendwo tief unten brandete die bewegte See noch immer gegen die Uferfelsen.



„Wenn du schläfst, mein Kind, schau ich dir in die Träume ..." singt Manfred Krug in einer gefühlvollen Melodie. Diskretion Ehrensache! Wir wollen niemandem in die Träume sehen. Weder ihr, noch ihm, dessen ordentlich gebautes Päckchen irgendwo in einer Kaserne steht. Uns interessiert vielmehr, was zu jener Zeit in der Kaserne geschieht, wenn beide (voneinander?) träumen. Herrscht zwischen Zapfenstreich und Wecken tatsächlich tiefe Ruhe, wie man annehmen könnte? Oder ist die Nacht „nicht allein zum Schlafen da"? Antwort darauf gibt uns Hauptmann Herbert Koch. Er schildert eine ganz gewöhnliche Nacht, die er als Offizier vom Dienst im Truppenteil Zander verbracht hat. Danach fertigte unser Mitarbeiter Manfred Uhlenhut die Fotos an. Wir meinen, sie ist sehr interessant, diese „ganz gewöhnliche Nacht" in der Kaserne ...

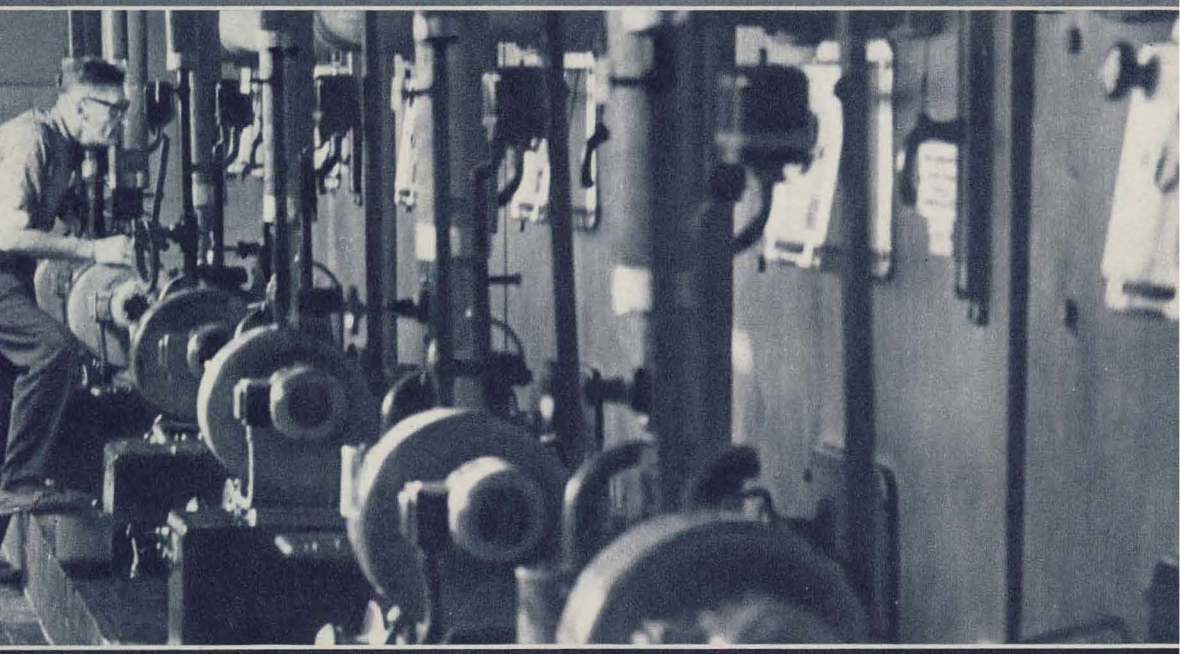
Wenn du schläfst ...

Während sein Gehilfe ruht, meldet der UvB, Unteroffizier König, dem OvD: „Alle Ausgänger pünktlich zurückgekehrt. Keine Vorkommnisse!"

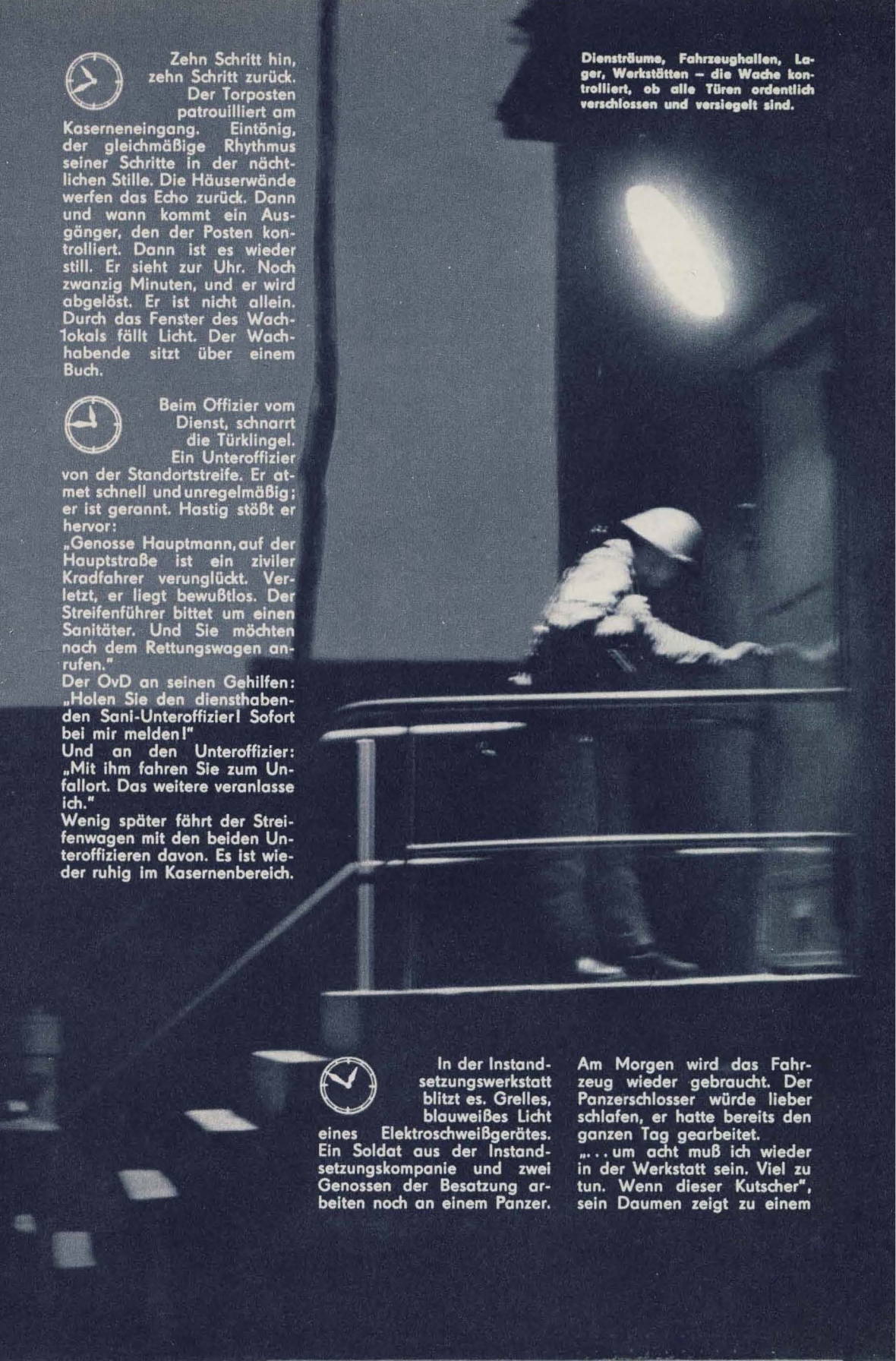
Bei Gefechtsalarm weckt der diensthabende Kradfahrer, Soldat Retelsdorf, die Außenschläfer.

„Nachtruhe!" hallt es durch die Kasernenflure. Zapfenstreich. Die Lichter in den Unterkünften erlöschen. Nach anstrengender Ausbildung finden die Soldaten ihre verdiente Ruhe. Schlafen ist Dienst, Vorbereitung für den nächsten Tag, scherzen sie. Wirklich nur Scherz?

Nicht alle schlafen. Beispielsweise sind jene wach, die Dienst haben. „UvB" steht auf ihren Armbinden, Unteroffizier vom Bataillon. Zusammen mit ihren Gehilfen sorgen sie für Ruhe und Ordnung im Bereich ihrer Einheit. Die Dienstanweisung diktiert ihnen Pflichten, die zu erfüllen sie jederzeit bereit sein müssen. An alles ist gedacht: Gefechtsalarm, Feuer, Naturkatastrophen, Unfälle. Die Genossen wünschen, daß nichts davon eintritt.



Genügend Feuer unter den Kesseln? Heizer Erich Otto prüft die gleichmäßige Ölzufuhr. Die Küche braucht Dampf.



Diensträume, Fahrzeughallen, Lager, Werkstätten – die Wache kontrolliert, ob alle Türen ordentlich verschlossen und versiegelt sind.

Zehn Schritt hin, zehn Schritt zurück. Der Torposten patrouilliert am Kaserneneingang. Eintönig, der gleichmäßige Rhythmus seiner Schritte in der nächtlichen Stille. Die Häuserwände werfen das Echo zurück. Dann und wann kommt ein Ausgänger, den der Posten kontrolliert. Dann ist es wieder still. Er sieht zur Uhr. Noch zwanzig Minuten, und er wird abgelöst. Er ist nicht allein. Durch das Fenster des Wachlokals fällt Licht. Der Wachhabende sitzt über einem Buch.

Beim Offizier vom Dienst, schnarrt die Türklingel. Ein Unteroffizier von der Standortstreife. Er atmet schnell und unregelmäßig; er ist gerannt. Hastig stößt er hervor:
„Genosse Hauptmann, auf der Hauptstraße ist ein ziviler Kradfahrer verunglückt. Verletzt, er liegt bewußtlos. Der Streifenführer bittet um einen Sanitäter. Und Sie möchten nach dem Rettungswagen anrufen."
Der OvD an seinen Gehilfen: „Holen Sie den diensthabenden Sani-Unteroffizier! Sofort bei mir melden!"
Und an den Unteroffizier: „Mit ihm fahren Sie zum Unfallort. Das weitere veranlasse ich."
Wenig später fährt der Streifenwagen mit den beiden Unteroffizieren davon. Es ist wieder ruhig im Kasernenbereich.

In der Instandsetzungswerkstatt blitzt es. Grelles, blauweißes Licht eines Elektroschweißgerätes. Ein Soldat aus der Instandsetzungskompanie und zwei Genossen der Besatzung arbeiten noch an einem Panzer.

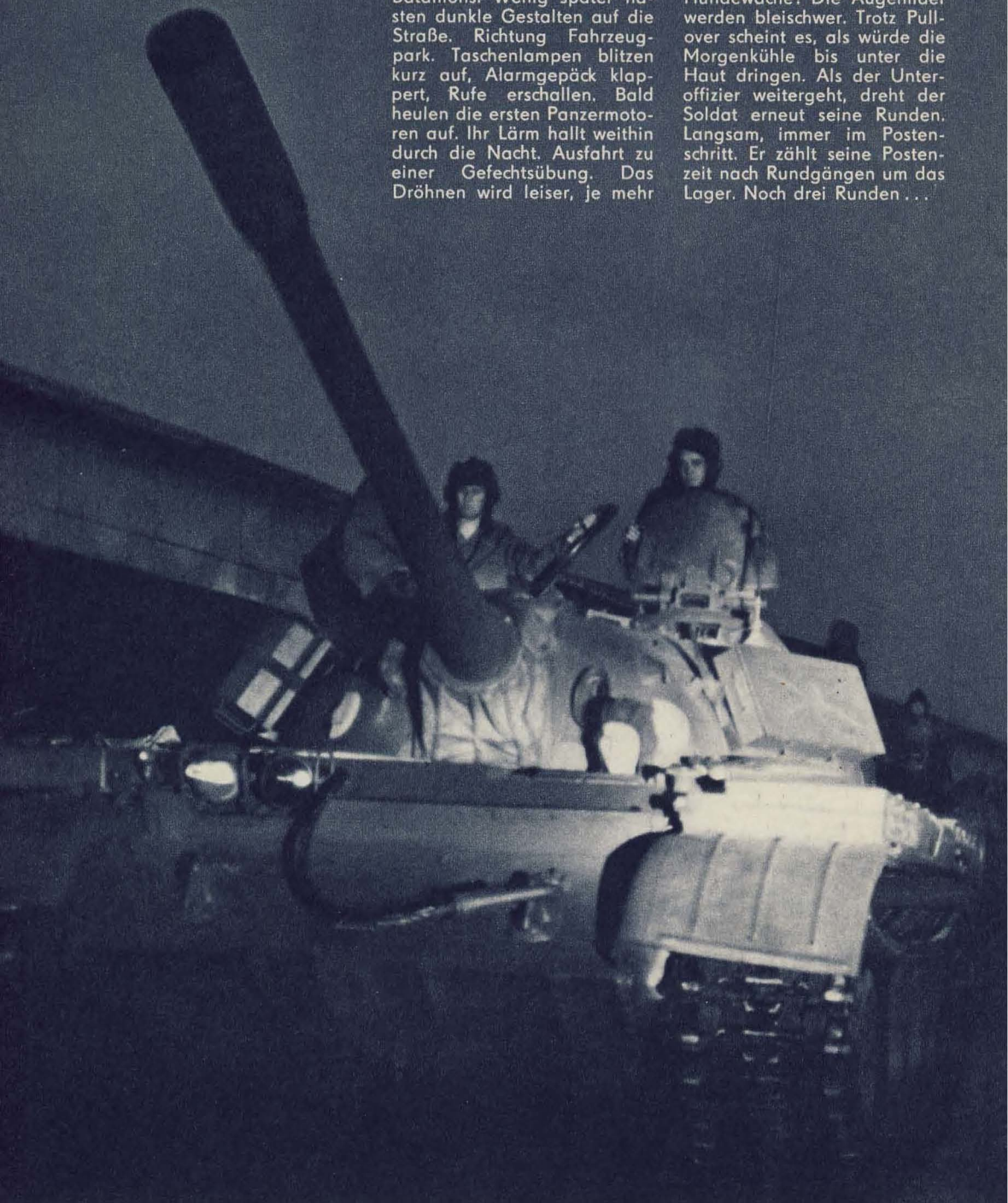
Am Morgen wird das Fahrzeug wieder gebraucht. Der Panzerschlosser würde lieber schlafen, er hatte bereits den ganzen Tag gearbeitet.
„... um acht muß ich wieder in der Werkstatt sein. Viel zu tun. Wenn dieser Kutscher", sein Daumen zeigt zu einem

Nächtliche Ausfahrt zu einer Gefechtsübung. Die Kompanie Kerwin ist zuerst marschbereit.

seiner Helfer, „von Panzerfahrer besser aufgepaßt hätte . . . Aber in einer Stunde etwa sind wir fertig."
Der Panzerfahrer nimmt den „Kutscher" widerspruchslos hin. Der Schlosser hat ja recht.

„Alarm!" schallt es mehrfach hintereinander aus dem Gebäude des dritten Bataillons. Wenig später hasten dunkle Gestalten auf die Straße. Richtung Fahrzeugpark. Taschenlampen blitzen kurz auf, Alarmgepäck klappert, Rufe erschallen. Bald heulen die ersten Panzermotoren auf. Ihr Lärm hallt weithin durch die Nacht. Ausfahrt zu einer Gefechtsübung. Das Dröhnen wird leiser, je mehr sich die Panzerkolonne von der Kaserne entfernt.

„Im Postenbereich keine besonderen Vorkommnisse!" meldet der Tanklagerposten dem stellvertretenden Wachhabenden, der ihn kontrolliert. Er ist dem Unteroffizier dankbar für die kurze Abwechslung. Der Posten von zwei bis vier ist der schwerste. Hundewache! Die Augenlider werden bleischwer. Trotz Pullover scheint es, als würde die Morgenkühle bis unter die Haut dringen. Als der Unteroffizier weitergeht, dreht der Soldat erneut seine Runden. Langsam, immer im Postenschritt. Er zählt seine Postenzeit nach Rundgängen um das Lager. Noch drei Runden . . .



Die erste Schicht der Köche könnte dem Frühkonzert der Vögel lauschen. Doch sie hat kein Ohr dafür. Niemand würde davon satt werden. Der Schichtführer hofft, daß der Heizer genügend Dampf liefert.

„Immer diese Milchsuppen!" nörgelt einer der Hilfsköche. „Gäbe es nur Kaffee, könnten wir eine ganze Stunde länger schlafen."

Der Schichtführer ist trotzdem zufrieden, als er die Puddingsuppe abschmeckt.

Beim OvD klingelt das Telefon. Der Amtsapparat. Aus dem Krankenhaus ruft der diensthabende Unfallarzt an:

„Eure schnelle Hilfe hat dem Verletzten sehr geholfen. Er hätte verbluten können. Vielen Dank also, Ihnen und Ihren Genossen!"

Auf dem Parkplatz vor dem Kasernentor stehen bereits zwei „Trabant" und fünf Solokräder. Privatfahrzeuge von Offizieren und Unteroffizieren, die mit ihren Familien am Standort wohnen. Sie sind so früh gekommen, um in ihren Einheiten das Wecken und den Frühsport zu überwachen. Es wird lebendig in der Kaserne.

„Gefechts"aufgabe: Frühstück. Der Schichtführer Unteroffizier Techentin (rechts) teilt die Köche seiner Frühschicht zum „Kampf" ein.

Sprüche und Signale empfangen, Quittungen geben, Bereitschaft regelmäßig melden – Funker Soldat Brosig hat die ganze Nacht zu tun.

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Rundsichtkamera

Eine Kamera mit einem Aufnahmewinkel von 360° hat der sowjetische Fotospezialist Gennadi Kuklow aus Anadyr (Ostsibirien) entwickelt. Sie arbeitet mit einem kombinierten Linsensystem und hat ihre Bewährungsprobe nach Meinung von Fachleuten bereits bei Geländeaufnahmen glänzend bestanden.

Aluminium-U-Boot

Ein U-Boot aus Aluminium für die Unterwassererkundung soll bis 1970 von der Firma Ocean Search Inc., Washington, gebaut werden. Es soll in Tauchtiefen bis zu 1 800 m operieren und eine Reichweite von 10 000 Seemeilen besitzen. Das Boot wird von vier Dieselgeneratoren angetrieben. Die bedeutendste Eigenschaft soll eine Gewichtsersparnis von 300 t Eigenmasse sein.

Rettungsring in Taschenformat

Durch eine automatische Druckvorrichtung läßt sich ein Rettungsring, der in einem nur 10 cm großen Plastebeutel verstaut ist, in 30 Sekunden zur vollen Größe aufblasen. Der Hersteller, die italienische Firma Pirelli, Mailand, empfiehlt, den Beutel durch eine einfache Vorrichtung an der Seemannskleidung zu befestigen, damit der Rettungsring im Notfall sofort zur Hand ist.

Strahlende Kristalle

Neuartige Lichtquellen, die elektrische Energie unmittelbar und ohne Wärmeverlust in Licht umwandeln, sind in Leningrad hergestellt worden. Sie bestehen hauptsächlich aus Siliziumkarbidkristallen, die bereits bei schwacher Stromeinwirkung blaues, grünes, gelbes und rotes Licht ausstrahlen. Zur Beleuchtung von Schalttafeln, Steuer- oder Meßpulten bzw. Schaubildern genügt als Stromquelle oft schon eine Taschenlampenbatterie.

Minensuchgerät M-62

Fachleute der bulgarischen Volksarmee entwickelten ein NF-Induktions-Minensuchgerät, das sowohl Minen mit Metallkörpern als auch nichtmagnetische Minen (mit Metallzünder) auffindet. Metallkörper-Minen mit einem Durchmesser von 30 cm werden bis zu 50 cm Verlegetiefe – im Wasser bis zu 150 cm – geortet. Die nichtmagnetischen Minen werden auch dann noch sicher gefunden, wenn sie bis zu 10 cm tief im Erdboden liegen. Das Gerät hat eine Masse von 2,5 kg (Marschlage), in Arbeitsstellung nur 1,5 kg. Eine Taschenlampenbatterie dient als Stromquelle, die Anzeige erfolgt akustisch.

Geräuschloses Motorrad?

In den USA wurde ein Motorrad entwickelt, das durch Treibstoffzellen angetrieben wird und demzufolge fast geräuschlos fährt. Die Treibstoffzellen erzeugen mit Hilfe eines Gemisches aus Hydrazin und Luftsauerstoff die nötige Antriebsenergie und garantieren dabei einen Ausnutzungsgrad des Treibstoffes von mehr als 50 Prozent.

Hochfestes biegsames Glas

Glas mit bisher unbekannter Festigkeit und Flexibilität stellt das belgische Glaswerk „Glasverbel" in Silly vor. Eine 2 mm dicke und etwa 0,1 m² große Scheibe vermag das Gewicht eines mittleren PKW zu tragen, und eine 1 m lange und 1 mm dicke Scheibe läßt sich derart biegen, daß sich die Enden berühren. Als Kfz.-Sicherheitsverglasung soll der neue Stoff durch sein elastisches Nachgeben die Verletzungsgefahr bei Unfällen verringern.

Spähpanzer TV 15 000

Dieser Prototyp des künftigen englischen Spähpanzers ist ein Vollkettenfahrzeug, das eine Höchstgeschwindigkeit von 80 km/h erreichen soll und mit einer 30-mm-Maschinenkanone im Drehturm ausgerüstet ist. Dabei ist bemerkenswert, daß die britische Armee ihre Tradition in der Entwicklung von Radspähpanzern offensichtlich aufgegeben hat.

Luftschiff wieder aktuell?

In Kiew ist ein Konstruktionsbüro für Luftschiffbau tätig, das zur Zeit mit der Entwicklung eines Luftschiffs völlig neuer Konstruktion beschäftigt ist. Dieser Luftschiffstyp soll sehr nutzbringend und absolut zuverlässig sein und auch unter widrigsten Witterungsverhältnissen Flüge ausführen können. Die Hülle des Luftschiffs wird aus Glasplaste bestehen. Ein Probemodell soll 8,4 m lang und 2,5 m breit sein. Das projektierte Luftschiff D 1 wird die 10fache Größe haben. Zur Zeit stehen die Tests der einzelnen Bauelemente im Windkanal bevor. Man rechnet mit einer Höchstgeschwindigkeit von 200 km/h, mit einer Flughöhe bis zu 7 000 m und einer Tragfähigkeit von 100 Passagieren bzw. entsprechenden Lasten.

US-Gleitbombe

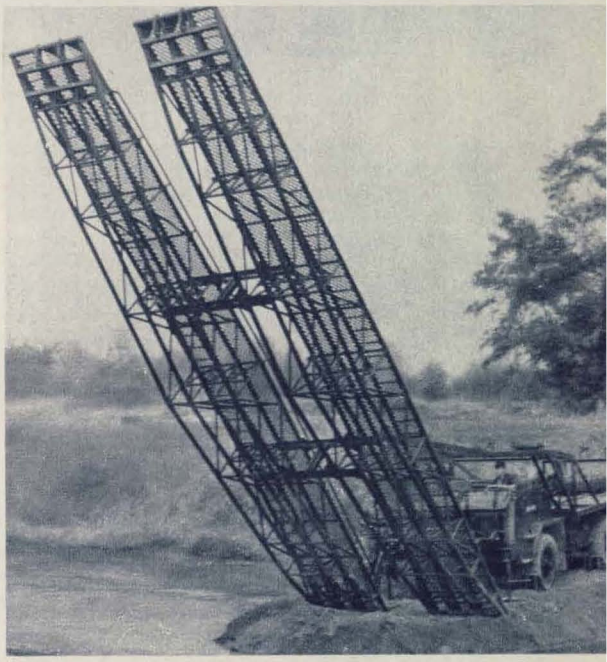
Mit großer Genauigkeit soll, wie amerikanische Waffen-Experten berichten, die sich selbst ins Ziel steuernde Gleitbombe „Walleye" funktionieren. Sie ist mit einem Fernseh-Zielansprachegerät ausgerüstet und mit einer Zelle gekoppelt, welche ein von Aufklärern „geschossenes" Zielfoto gespeichert hat. Sind beide Bilder in Übereinstimmung gebracht, steuert sich die Bombe automatisch ins Ziel. Die für die Bekämpfung von Schiffen bestimmte Gleitbombe soll jetzt in Massenproduktion gehen.

Neues medizinisches Gerät

Unter Leitung von Prof. Alexander Wischnewski haben Mitarbeiter des Chirurgischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR ein neues Gerät für die Messung von Brandwundenflächen entwickelt. Es handelt sich um einen Elektronenrechner, der an eine halbdurchsichtige Attrappe des menschlichen Körpers angeschlossen ist. Die Oberfläche der Attrappe besteht aus 600 elektrischen Zellen. Der Arzt zeichnet an der Attrappe die Brandwunden auf und schaltet eine Summiervorrichtung ein. Am Gerät leuchtet dann eine Zahl auf, die den Anteil der Verbrennungen an der gesamten Hautoberfläche angibt.

Qualitätswaffen

In den 25 Jahren ihres Bestehens ist die polnische Volksarmee mehrmals mit neuen Waffen und Ausrüstungsgegenständen versehen worden. Die Modernität der Kampftechnik steigerte sich dabei kontinuierlich und entsprach stets dem neuesten Stand. Daran hatte und hat auch die Verteidigungsindustrie Volkspolens großen Anteil. Aus ihren Produktionshallen kommen heute neben sowjetischen Lizenz-Waffen auch eine ganze Reihe von Eigenkonstruktionen, die zu recht als Qualitätswaffen bezeichnet werden können. Unter anderem sind das Achtrad-SPW, Geschütze, Geschoßwerfer, Flugzeuge, Schiffe, Kraftfahrzeuge, Handfeuerwaffen und elektronische Geräte. Unsere Bilder zeigen von oben nach unten: MPi 63; Spurbahnbrücke CMT-1; LKW „Star" 66.



Phantasie im Marschgepäck?

Mein
schönes Fräulein,
darf
ich wagen . . .

Den Mut, ein Mädchen, das ihm gefällt, anzusprechen und es zu einem Kaffee ins nächste Café einzuladen, hat Soldat Günter W., 19, bislang (leider) nur in seinen Visionen. „In der Praxis scheitere ich immer wieder an meiner Schüchternheit; ich hab' einfach keinen Mumm dazu." Also träumt er davon. Bloß: Ob das viel nützt?

Man tanzt,
man schwatzt,
man kocht,
man trinkt,
man liebt . . .

Besagter Walpurgisspuk spukt im Kopf des Gefreiten Hans-Walter K., 20, der „mal wieder ein ganz großes Faß aufmachen, eine tolle Fete feiern" möchte. „Solange man noch aktiv ist, fehlt die Zeit (und ein bißchen auch das Geld) dazu; schließlich will man ja Schluß machen, wann's einem paßt, und nicht, wann's die Ausgangskarte vorschreibt." Aber da er in diesen Tagen in die Reserve geht, kann er sich ja alles Nötige schon reservieren lassen.

Nach
Golde drängt,
am Golde
hängt doch
alles . . .

Am schönsten aber muß es wohl sein, goldiges Geschmeide am (schönen) Hals tragen zu können – meint jedenfalls die Stabsgefreite Ursula A., 21. Sie spielt deswegen in ihrer Phantasie mit einem „großen Lottogewinn", den sie „in schönen Kleidern und viel, viel Schmuck anlegen" möchte. Doch: Träume sind nicht Taten, ohne Arbeit wird dir nichts geraten. Sagte Ernst Moritz Arndt.

Phantasie.

Nach Professor Hermann Henselmann, 63, ist sie „die menschlichste aller Fähigkeiten". Er nennt sie „die Gabe, Möglichkeiten der Zukunft im Gegenwärtigen zu erkennen". Also keine Luftschlösser, in denen man vielleicht träumend, aber nicht schaffend und vorwärtsstrebend leben kann. Nicht Phantasieprodukte aus Utopia, dem Nirgendland, sondern phantastische Vorstellungen, in denen mögliche Zukunft durchgespielt wird – Phantasie als Teil des Schöpferischen, als geistige Vorwegnahme künftiger Entwicklungen, als Schritt zum tatsächlichen Lebensbild von morgen.

Sparkonten sind ein Wechsel auf die Zukunft. Wofür also legen beispielsweise jene, die im zwanzigsten Jahr der Republik auch ihren zwanzigsten Geburtstag feiern, Geld auf die hohe Kante? Vorab: Vierundachtzig von hundert haben ein Sparbuch. 48 % von ihnen soll es zur Finanzierung einer Auslandsreise dienen. 25 % denken an eine Wohnungseinrichtung, 12 % an ein Motorrad und 7 % gar an ein Auto.

Die aktuelle Umfrage

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen

Folglich ist anzunehmen, daß ihre Gedanken oft um diese Wünsche kreisen. Nur darum? Kaum. Denn zugleich wollen einunddreißig der hundert Befragten studieren und siebenundfünfzig sich auf andere Weise qualifizieren.

Dieweil Obermatrose Gunter Emmerichson, 19, nach seinem Wehrdienst „in die Geheimnisse der Datenverarbeitung eindringen will", entzündet sich seine Phantasie „an Computern und der höheren Mathematik". Unteroffizier Hans-Werner Bode, 19, möchte seine Schritte dorthin lenken, wo Gunter sich derzeit befindet. Er sieht seine „Zukunft auf dem Wasser, auf einem großen Frachter, der über die Weltmeere fährt".

Flieger Wolfgang Schwarz, 19, träumt sich an das „Reißbrett eines großen Konstruktionsbüros, wo moderne Werkzeugmaschinen nach dem Baukastenprinzip entstehen. Eine hochinteressante Arbeit, weil man die Maschine vor seinem geistigen Auge schon laufen und produzieren sieht, wenn sie noch eine in viele einzelne Blätter zerlegte nüchterne technische Zeichnung ist. Ein phantastischer Beruf!"

Hundert 1949er – wenn sie ihren Blick träumerisch in die Ferne gleiten lassen, zehn Jahre weiter, wollen vierundfünfzig erheblich und zweiunddreißig etwas mehr erreicht haben als heute; lediglich vierzehn mangelt es noch an konkreteren, festumrissenen Vorstellungen.

Heute noch weitgehend Luftschlösser, sehen die meisten bereits auch den Weg, den sie zu gehen haben, um aus ihren Visionen Wirklichkeit werden zu lassen. Dieser Weg ist nicht allein mit guten Vorsätzen gepflastert, sondern vor allem mit einem in zwanzigjähriger sozialistischer Aufbauarbeit geschaffenen soliden Packlager und einem klaren, vom VII. Parteitag der SED aufgestellten gesellschaftsprognostischen Wegweiser versehen. Wir sollten nicht vergessen, daß erst darauf unsere individuellen, kollektiven und gesamtgesellschaftlichen Fortbewegungen fußen . . .

An den Soldaten der NVA ist es, diesen Weg, der ja zugleich auch ihr eigener ist, militärisch zu sichern. Und die Phantasie, von der schon mehrfach die Rede war, gehört sie mit ins Marschgepäck?

Die Meinungen gehen da auseinander. Während Unteroffizier Lutz Ahr, 22, „darauf schwören möchte", wiegt Kanonier Ingo Scholeka, 24, bedenklich den Kopf: „Was sollen Träumereien im streng reglementierten militärischen Leben?" Kategorisch erklärt Stabsgefreiter Jochen Bräuer, 23: „Die NVA braucht harte, kompromißlose Kämpfer und keine Spinner!" „Phantasie zu haben, mag ja im Privatleben ganz schön sein", sinniert Stabsfeldwebel Otto Meding, 44, „aber bei uns in der Armee ist sie nicht angebracht. Im Soldatenalltag kommt es auf meßbare Leistungen an, darauf, daß man den Tatsachen ungeschminkt ins Auge sieht und sich auf die peinlich genaue Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten konzentriert." Der Stabsfeldwebel ist offenbar ein recht phantasieloser

Die Illustrationen von Bert Heller sind der „Faust"-Ausgabe des Verlages Neues Leben entnommen.

Man tanzt,
man schwatzt,
man kocht,
man trinkt,
man liebt

Mensch, und so tut er dem Unteroffiziersschüler Georg Wittig, 19, „leid, weil diese Menschen irgendwie öd und arm leben, ja für umsonst. Ein phantasieloser Soldat kann wenig Ehrgeiz haben." Und sein (Mit-)Unteroffiziersschüler Georg Fischer, 19, meint: „Wir haben so viele Pläne. Da muß man ja träumen. Ist das Leben ohne Träume, ohne Vorstellungen von dem, was werden wird und werden soll, nicht sinnlos? Ich will ein guter, erfolgreicher Unteroffizier werden und mir durch meine Arbeit und mein persönliches Vorbild die Achtung meiner Soldaten erwerben. Davon träume ich und dafür lerne ich, weil ich weiß, daß sich diese Vorstellung nicht von alleine realisiert und ohne mein Zutun eben nur irgendwie Vision bleibt."

„Ein Soldat", bemerkt Unteroffizier Bernd Strömer, 21, „der völlig phantasielos ist, kann sich nicht in die Aufgaben hineindenken, die er zu erfüllen hat; dazu muß er erfinderisch, phantasiebegabt und realistisch sein." Soldat Hans-Peter Schmidt, 26, bezeichnet die schöpferische Phantasie als „einen Motor unserer Entwicklung", dieweil sie – wie Leutnant d. R. Horst Zimmermann, 38, meint – „das Leben beflügelt und zu höheren Leistungen führt". „Warum", fragt Soldat Klaus-Peter Baumann, 23, „soll man die Zukunft nicht als greifbares Bild vor sich entstehen lassen? Gerade junge Menschen sehen weit nach vorn und sollen sich ja Ziele stellen. Je deutlicher ihre Zielvorstellungen entwickelt und mit der eigenen Tat verbunden sind, desto zielgerichteter und erfolgreicher kann man vorwärts gehen und daran arbeiten, daß das Traumbild wahr wird. Ich persönlich glaube an unser aller Zukunft in Frieden und Sozialismus, ja ich weiß, daß diese Perspektive kein Trugbild ist. Und damit diese DDR, mein sozialistisches Vaterland, noch schöner, stärker und reicher wird, dafür bin ich Soldat, dafür stehe ich an der Staatsgrenze West auf Posten."

Solcherart Phantasie nenne ich produktiv, weil diese Träume nicht lediglich Schäume sind, illusionäre Produkte der Einbildungskraft, sondern reale Ziele setzen, die zu erreichen Inhalt und Aufgabe des täglichen Dienstes sind. Gerhard Scheumann, 38, als Dokumentarist mit jenen Tatsachen beschäftigt, denen man – wie Stabsfeldwebel Meding sagte – „ungeschminkt ins Auge" sehen muß, meint dazu: „Ohne schöpferische Phantasie wäre der Mensch zu keinen Plänen fähig. Sie vermittelt zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit. Läßt der Mensch die vom materiellen und gesellschaftlichen Entwicklungsstand hervorgebrachten Möglichkeiten unberücksichtigt, so verläßt er den Bereich der Phantasie und begibt sich auf das Feld der Phantasterei." Und weiter: „Wenn schöpferische Phantasie zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit vermittelt, neue Wirklichkeiten gedanklich vorwegnimmt, so ist sie eine Fähigkeit, die jedem Menschen eigen ist. Ohne Phantasie ist ein Mensch nicht lebensfähig."

Dennoch bleibt Funker Uwe Behrens, 18, skeptisch. Sein Argument: „Ich würde wohl ganz

schön auf die Nase fallen, wenn ich beispielsweise auf Posten mit meinen Gedanken irgendwo in weiter Ferne wäre!“ Mag schon sein. Wenn man es allzuwörtlich nimmt. Jedoch scheint mir, daß die Phantasie auch auf den Wachdienst beflügelnd wirken kann. Zum Beispiel, indem man sich ausmalt, was nicht eintreten soll, was man verhüten will – eine Störung, ein unbefugtes Eindringen in militärische Objekte, eine Provokation, einen Überfall, Ereignisse also, die Schaden anrichteten. Können solcherart Vorstellungen nicht die Sinne schärfen und darauf wirken, wachsamer zu sein, die Augen offen zu halten und seinen Postenauftrag besser zu erfüllen? Können, wie Kanonier Norfried Schulze, 26, bemerkt, „gedankliche Bilder über die Gefährlichkeit eines vom westdeutschen Imperialismus angezettelten Krieges“ nicht helfen, „in der militärischen Ausbildung alles zu geben, ein vorbildlicher Soldat zu werden“?

Von welcher Seite man es auch anschaut, ob man sich dessen stets bewußt ist oder nicht: Könnten wir nicht schöpferisch träumen und in unseren Gedanken der Zeit vorauseilen, wären wir nicht fähig, uns das gerade erst unter unseren Händen Entstehende bereits in der Vollendung vorzustellen, dann gäbe es wohl – wie der revolutionär-demokratische russische Literaturkritiker D. I. Pissarew einst schrieb – keinen Beweggrund, der den „Menschen zwingen würde, große und anstrengende Arbeiten auf dem Gebiet der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens in Angriff zu nehmen und zu Ende zu führen.“

„Wir müssen viel mehr träumen“, forderte Lenin in den schweren Jahren der Sowjetmacht. Die Geschichte hat bewiesen, daß Träume, die heutzutage weitgehend durch den Begriff der Prognostik ersetzt werden, eine wesentliche Produktivkraft sind, reale Träume freilich, Produkte einer schöpferischen Phantasie. Ich meine, das deswegen die Phantasie auch und gerade ins Marschgepäck des Soldaten gehört. Im zwanzigsten Jahr der Republik gleichfalls zwanzig oder um die zwanzig, schützt er, was ihm gehört, dient er unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat, der sich nicht zufrieden gibt mit dem, was ist, sondern sich ein weit in die Zukunft weisendes Programm vorgenommen hat. Dafür lohnt es, Soldat zu sein – stolz auf das Erreichte, den Blick schöpferisch nach vorn gerichtet.

Ihr

Karl-Heinz Freitag

Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles

MITARBEIT: Karin Munzer, Hannelore Wendt, Hauptmann d. R. Alfred Schmidt, Leutnant Eberhard Derlig, Unterfeldwebel Hans-Dieter Thom, Stabsmatrose d. R. Lothar Lisker

Aus unserer

Garnisonstadt

WOLFEN

Ohne die Chemie wäre Wolfen wahrscheinlich heute noch ein Dorf oder höchstens eine mittelgroße Gemeinde. Indessen erhielt Wolfen vor zehn Jahren Stadtrecht (aber bis heute noch kein Stadtwappen) und wuchs allein in diesem Dezennium um 16 000 auf 28 000 Einwohner. 13 000 davon fanden in den Neubaugebieten um die Krondorfer Straße und in Wolfen-Nord Wohnung. Das macht die Chemie. Um sie dreht sich hier alles, was freilich der zufällige Besucher kaum bemerkt. Denn er hat den Eindruck einer ruhigen, fast gemütlichen Kleinstadt, mit viel Grün in den hübschen Vorgärten und wenig Verkehrslärm. Das Herz der jungen Chemiearbeiterstadt schlägt am kräftigsten „in der Film" und „in der Farbe", wie die zwei volkseigenen Großbetriebe, die Filmfabrik und die Farbenfabrik, bei den Wolfenern heißen.

Das Herz schlug dort schon am kräftigsten, als noch die Herren der IG Farben und deren Vorgänger in Wolfen residierten. Als die Arbeiterklasse noch die Mühen der Gebirge zu bewältigen hatte, statt wie heutzutage die Mühen der Ebenen. Vor 50 Jahren zum Beispiel, am 9. November 1918, von dem die Chronik berichtet, daß es ein Sonnabend war und daß ein großer Demonstrationszug revolutionärer Chemiearbeiter unter roten Fahnen nach Bitterfeld marschierte. Ihnen schlossen sich die Arbeiter des heutigen Elektrochemischen Kombinates an. Auf dem Bitterfelder Marktplatz wurde spontan aus der Menge der 30 000 heraus ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet. Über den Werken wehten die roten Flaggen. Revolution in Deutschland! Wolfens Arbeiter aus „Film" und „Farbe" waren dabei.

Sie waren an vorderster Front auch dabei, als im Februar 1919 im gesamten mitteldeutschen Raum der Generalstreik für die gesetzliche Anerkennung der revolutionären Betriebsräte die Reaktion an ihrer empfindlichsten Stelle traf. Sie gründeten im Juni des gleichen Jahres eine Ortsgruppe der KPD — eine der ersten nach der Bitterfelder — und schrieben Ruhmesblätter deutscher Geschichte auch in den schweren Klassenkämpfen der folgenden Jahrzehnte. Das Herz der Revolution schlug immer in den Wolfener Chemiewerken.

Wäre es 1945 nach der amerikanischen Militärregierung und nach den Aktionären des größten deutschen Kriegsverbrecherkonzerns gegangen, gäbe es heute keine chemische Industrie mehr in Wolfen. Schon gar keine volkseigene. Im großen Ausmaße stahlen und verschleppten sie Rohstoffe, Produktionsmaterialien, wissenschaftliche Unterlagen namentlich aus dem Agfacolor-Bereich. Mit den Amerikanern setzten sich — Verbündete und erbitterte Konkurrenten gleichermaßen — Anfang Juli Dutzende Akademiker, Betriebsleiter und Handlungsbevollmächtigte aus der Stadt in Richtung Westen ab. Sie konnten mit alledem noch Minen legen gegen den Aufbau in der künftigen sowjetischen Besatzungszone, doch verhindern konnten sie ihn nicht. Denn die Arbeiterklasse hatte auch in Wolfen gelernt aus ihren Niederlagen. KPD und SPD vereinigten sich endlich, und die Arbeiter — unterstützt von den sowjetischen Genossen — gingen daran, die Produktion zu meistern und die Macht zu gebrauchen.

So geschah es, daß Wolfener chemische Erzeugnisse wieder zum Begriff wurden in der Welt. Wer sich heute im Strom der Tausende in die Filmfabrik treiben läßt, durch den Haupteingang mit dem ORWO-Zeichen, an rangierenden Güterzügen vorbei, in das 350 Hektar große Betriebsgelände mit seinen ungezählten Produktionsstätten, Verwaltungs- und Sozialgebäuden, Wegen und Verkehrsanlagen, der ahnt etwas von der Kraft, die dieses Wunder zuwege gebracht hat. Die roten Fahnen, die heute über den Wolfener Werken wehen, sind die der geeinten, siegreichen Arbeiterklasse.

Außer der „Film" und der „Farbe" hat die Chemiearbeiterstadt — laut öffentlich aushängendem Übersichtsplan — vier Kulturstätten, ebensoviele Gesundheitseinrichtungen, 15 Schulen und Lehrlingsheime, sechs Kindereinrichtungen, sieben Sportstätten, sechs Kirchen und Friedhöfe, neun Kaufhäuser, zehn Gaststätten, sieben Versorgungsbetriebe und elf Dienstleistungsbetriebe. Der Zahl der Kindereinrichtungen nach muß der Übersichtsplan älteren Datums sein. Jedenfalls vermeldet das Wettbewerbsprogramm der Stadt als Zeugnis des Wachstums bereits bis zum heutigen Tage zehn Kindergärten und neun Krippen. Auch den Begriff „Kaufhäuser" sollte man nicht auf die Goldwaage legen. Sei's drum — die Wolfener haben im vorigen Jahr zusätzlich für zweieinhalb Millionen Mark Werte geschaffen, und bis zum 20. Jahrestag sollen es sogar sechs Millionen sein.

Unter den 18 Unterschriften, die dieses Programm bekräftigen, findet sich auch die des Kommandeurs der NVA-Garnison. Sie steht für das gute Verhältnis von Einwohnern und Soldaten, zu dem beispielsweise auch Oskar Brandschädel beigetragen hat. Genosse Brandschädel. 71 Jahre alt, seit 52 Jahren Mitglied der Partei, Spanienkämpfer, kam im Herbst 1944 mit falschen Papieren als zwangsverpflichteter französischer Arbeiter nach Wolfen. Charles Eber, wie er sich nannte, schlug den Nazis noch manches Schnippchen. Später war er einer der Pioniere der Einheit der Arbeiterbewegung in Wolfen und in der Filmfabrik. Er ist häufig bei den Soldaten zu finden, nimmt am Politunterricht teil, ist bei Waffenübergaben dabei, berichtet über die Erfahrungen seines Lebens, die in mehr als fünf Jahrzehnten die Erfahrungen der revolutionären Arbeiterklasse waren.

Auch das ist Wolfen heute, die junge Chemiearbeiterstadt, deren Herz seit eh und je am kräftigsten schlug „in der Film" und „in der Farbe". *gh*

DDR

UNSER VATERLAND

Test mit Algen-Sauerstoff

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Vor einigen Monaten berichtete der sowjetische Wissenschaftler W. Konowalow über ein außerordentlich interessantes und für die Raumfahrtforschung bedeutsames Experiment. Die Mitarbeiterin eines sibirischen Forschungsinstituts, Galja M., verbrachte dabei einen vollen Monat in einer hermetischen Kabine, in der die Atemluft ausschließlich durch einen Chlorella-Kultivator regeneriert wurde. Bekanntlich haben die schon seit längerem als „Weltraumkulturen" berühmten Chlorella-Grünalgen in besonderem Maße die Eigenschaft, das von Menschen ausgeatmete Kohlendioxyd zu absorbieren und bei der Fotosynthese wieder reinen Sauerstoff freizusetzen. Für Versuche werden die mikroskopisch kleinen und an sich in stehenden Gewässern anzutreffenden Algen in ganzen Kolonien gezüchtet und gehalten. Regenerationskreisläufe zwischen menschlicher Atemluft und Chlorella-Algen waren zwar zuvor schon mehrfach experimentell erprobt worden, aber dieser ohne jede Komplikation verlaufene 30-Tage-Versuch bedeutete einen besonders großen und wichtigen Schritt in die Zukunft der Raumfahrtbiologie. Daneben waren die Erfahrungen aus diesem Experiment noch in einer anderen speziellen raumfahrtbiologischen Richtung von höchstem Wert. Zum erstenmal wurde nämlich eine Versuchsperson über einen so langen Zeitraum hinweg und ohne irgendwelche nachteilige Wirkungen mit Wasser versorgt, das aus dem natürlichen Stoffwechsel – chemisch nachgeläutert – wiedergewonnen wurde.

Alle Versuche, den Weltraum zu erschließen und auf anderen Himmelskörpern Fuß zu fassen, zwingen den Menschen dazu, sich auch in biologischer Hinsicht völlig von der Erde zu lösen. Diese Feststellung stellte W. Konowalow seinen umfassenderen Betrachtungen voran, die er zum Problem einer künstlichen Umwelt des Menschen bei Raumflügen veröffentlichte und in denen auch der Bericht über das obenerwähnte 30-Tage-Experiment der jungen sowjetischen Wissenschaftlerin enthalten war.

Vom biologischen Standpunkt aus hat der Mensch – nach Konowalow – bisher den Erdbereich eigentlich noch gar nicht verlassen! Alles, was zu ihrer Lebenserhaltung notwendig ist, mußten und müssen die Kosmonauten noch immer in ihren Raumfahrzeugen, sozusagen als „technische Konserven", mitführen. Und der Raumaufenthalt ist nur so lange möglich, solange diese Vorräte ausreichen. Dabei beansprucht ein Mensch durch die Mitnahme von Versorgungsgütern für jeden Tag, den er sich im Weltraum aufhält, in grober Abschätzung einige Hundert Kilogramm an zusätzlicher Raketen-Startmasse. Eine Marsexpedition würde etwa zwei bis drei Jahre dauern. Man kann leicht ausrechnen, wie enorm unter den bisher üblichen Versorgungsbedingungen der Aufwand für die Abflugmasse des Marsraumschiffes ansteigen würde. Und bei bemannten Raumstationen liegen die Probleme ähnlich. Die Versorgung der Besatzung mit Atemluft, Wasser und Nahrungsmitteln würde einen recht aufwendigen Zubringerverkehr erforderlich machen.

Will man aus dieser recht unangenehmen „Zwangsjacke" heraus, so muß versucht werden, jedes Raumschiff künftig zu einer Art künstlichen „Bioplaneten" zu machen, in dem der Mensch Teil eines geschlossenen ökologischen Systems wird. Erst wenn dieses Ziel vollendet erreicht ist, wird der Mensch, natürlich abgesehen von anderen Faktoren, die Möglichkeit haben, das gesamte Planetensystem zu erschließen.

Der Grundgedanke erscheint dabei recht einfach, aber seiner Verwirklichung stehen beträchtliche Schwierigkeiten entgegen. Es geht hierbei im Grunde genommen um die Konstruktion eines künstlichen Systems, das die biologische Verbindung des Menschen zu seiner natürlichen irdischen Umwelt ersetzen und damit alle Funktionen der Biosphäre der Erde übernehmen muß.

Quantitativ wird diese biologische Verbindung des Menschen zur Umwelt an und für sich durch recht bescheidene Zahlen ausgedrückt. Im Durchschnitt verbraucht er jeden Tag 1 kg Sauerstoff, 2,5 kg Wasser und 0,5 kg Nahrungsmittel (Trockenmasse), während er 1,3 kg Kohlendioxyd, 2,5 kg Wasser und etwa 0,1 kg unassimilierte Stoffe ausscheidet. Eine Analyse der qualitativen Zusammensetzung der zuletzt genannten Ausscheidungen des menschlichen Organismus ist schon recht schwierig. Gegen-

wärtig sind etwa 400 Stoffe bekannt, die daran beteiligt sind. Sie alle müssen in einem geschlossenen biologischen Kreislauf wieder zerlegt und umgruppiert werden, so daß sich jene komplizierten Stoffe bilden, aus denen die menschliche Nahrung besteht. Hierbei sind acht Aminosäuren, etwa zehn Vitamine, einige Fettsäuren und eine Anzahl von Spurenelementen unentbehrlich. Ohne sie kann der Mensch auf die Dauer nicht existieren.

In der Biosphäre der Erde spielt sich dieser Kreislauf sehr langsam ab. Er ist dort durch eine Reihe höchst komplizierter Umwandlungen gekennzeichnet, an denen Hunderte von Organismen beteiligt sind. An Bord eines „Bioplaneten"-Raumfahrzeuges müßten alle diese Umwandlungen rasch vonstatten gehen und möglichst wenig Energie in Anspruch nehmen. Außerdem dürfte der Aufwand für die entsprechenden Anlagen und Systeme natürlich so klein wie nur möglich sein, und das Ganze müßte absolut sicher funktionieren.

In vielen Ländern versucht man gegenwärtig schon, die verschiedenen Hürden auf dem Weg zum geschlossenen biologischen Kreislauf zu nehmen, wobei sich bereits gewisse Erfolge abzuzeichnen beginnen. Ein solches System besteht grundsätzlich aus drei Hauptkomponenten: Atemgaskreislauf, Wasserkreislauf, Nahrung-Ausscheidung-Kreislauf. Das erwähnte Experiment in dem sibirischen Forschungsinstitut galt also vornehmlich den beiden zuerst genannten Komplexen.

Der dabei eingesetzte Chlorella-Kultivator ist eine komplizierte biochemische Apparatur, in der die wichtigsten Parameter für die Kreislauffunktion der Algen vollautomatisch geregelt werden. Seine Innenseite ist mit Spiegeln bedeckt, so daß das Licht einer starken Xenon-Lampe voll ausgenutzt wird. Die Lampe ist zentral in der Kultivatorachse angebracht, und die Chlorella-Algen leben im jeweils 5 mm breiten Raum zwischen großen Platten aus organischem Glas. Diese „Wohnräume" der Kleinpflanzen umfassen den Hals der Xenon-Lampe wie ein mittelalterlicher Jabotkragen. Sie haben eine Oberfläche von insgesamt acht Quadratmetern, auf der sich lediglich 500 g Chlorella befinden. Diese Menge ist ausreichend, um den Sauerstoffbedarf eines Menschen zu decken.

Durch die Arbeit der sibirischen Forscher werden auch für die Verwendung der Chlorella-Algen auf der Erde neue Möglichkeiten erschlossen. Die Alge ist bekanntlich nicht nur ein Sauerstoff-Lieferant. Sie besteht zur Hälfte aus Eiweiß, die andere Hälfte machen Fette, Kohlehydrate, Vitamine und andere wertvolle Stoffe aus. Daher zielt die Arbeit der Wissenschaftler nicht zuletzt darauf ab, die Chlorella zukünftig auch stärker für Ernährungszwecke nutzbar zu machen, wobei unter anderem natürlich auch wieder an ihre Verwendung in Raumfahrzeugen gedacht werden kann.

Zeichnung: Hans Räde

Heiße BANANEN

Von AR-Korrespondent Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau

Das grelle Licht der Autoscheinwerfer schält neben den Luftschutzgräben die gepfeilten Stämme der Kokospalmen aus der Dunkelheit. Weiter weg schimmern die gefiederten Blätter der Bananen. Dann gleitet das Licht über die Gesichter einer Gruppe Radfahrer. Stahlhelme, grüne Drillichuniformen, Waffen. Soldaten.

Die Bananenblätter an den Seiten gehen immer tiefer: Wir rollen über einen Damm. auf der ausgefahrenen Fahrbahn, die von zahllosen Rädern zerfurcht ist, gleiten wir wie durch Teig.

Vietnamesische Aufschriften auf Bretterstücken. Aus Erfahrung wissen wir bereits, daß dies irgendeine Warnung sein muß.

Wir halten an, dann bewegen wir uns mit minimaler Geschwindigkeit weiter. Auf der Straßenmitte zeigt sich der große Trichter einer schweren Bombe. Offenkundig war sie

auf den Damm gezielt. Wir fahren vorsichtig um das Loch herum. Seitlich der Straße liegen bereits viele kugelförmige Lehmklumpen. Mit ihnen wird der Trichter wie mit einer Zahnplombe ausgefüllt und die Fahrban wieder ausgeglichen.

Plötzlich ist es dunkel. Unser Fahrer hat die Beleuchtung abgeschaltet.

Der „GAZ" hält an. Wir steigen aus. Das Licht von Taschenlampen fällt in unsere Richtung. Durch die zusammengekniffenen Lider sehe ich einige menschliche Silhouetten. Gesichter schimmern, und abwartend blicken Augen. Im Strahl der Taschenlampe erscheinen ausgestreckte Hände. Begrüßung. Die Hände des „Hausherrn" sind schmal und fein. Künstlerhände! Diese langen schmalen Finger fordern nicht zu einem betont männlichen Händedruck heraus. Ich bemühe mich, meine Muskelkraft beim Handgeben zu dosieren, aber nie gelingt mir das so recht.

Auch ich greife zur Taschenlampe. Ohne sie kann man sich im verdunkelten Vietnam gar nicht bewegen. Ich leuchte vor die Füße, denn die Stiefel schmatzten im dickteigigen Boden. Nichts zu sehen außer Bananenästen. Zur Rechten zeigt sich eine neue Silhouette. Vor dem gestirnten Himmel zeichnet sich, von den Zweigen der Tarnung verunstaltet, eine lange Plattform ab.

Eine Rakete.

Vor der Startrampe erblicke ich im Licht der Taschenlampe knabenhafte Silhouetten. Ein ausgesprochenes Jungenprofil. Nie ist es mir gelungen zu bestimmen, wie alt ein Vietnamese eigentlich ist . . .

„Gehen wir zu mir", schlägt einer der Offiziere vor. Auf seinen Kragenspiegeln sehe ich vier Sterne. Hauptmann. Später erfahre ich seinen Namen: Tran Thai.

Als wir in seiner provisorischen, aus Bambus errichteten Hütte gastlich mit heißem Tee bewirtet werden, teilt er uns mit, daß er der Einheitskommandeur ist. Neben ihm ein anderer Hauptmann. Ein etwas schmaleres Gesicht, und etwas müde die Augen.

„Unser Politstellvertreter, Hauptmann Nguyen du Tuan", stellt sein Genosse ihn vor. So haben wir also die Führung beisammen, wir brauchen nur zu fragen und zu schreiben.

„Die Raketentechnik insgesamt ist für uns ein neues militärisches Wissensgebiet", erläutert der Politstellvertreter. „Sowohl für die Vorgesetzten als auch für die einfachen Soldaten."

Er macht eine Pause. Ich nippe am Tee.

„Wie Ihnen sicherlich bekannt sein wird, ist das technische Bildungsniveau in unserer Gesellschaft nicht sehr hoch. Alle unsere Soldaten haben kaum die Grundschule absolviert. Aber auf Weisung der Partei haben wir kühn die neue Waffe zur Hand genommen und gelernt, sie zu bedienen. Die Übungen absolvieren wir im Kampf. Kämpfend lernen wir. Hartnäckig und voller Hingabe meistern unsere Soldaten das komplizierte technische Wissensgebiet. Sie lernen fünfzehn, sechzehn Stunden am Tag, um sich das nötige Wissen über die Raketen anzueignen."

Ich vermute, daß der Dolmetscher die letzten Angaben nicht präzise ins Russische übersetzt hat. Ich frage.

„Njet, prawilno. Schestnazet tschassow", wirft, unerwartet für mich, der Kommandeur auf russisch ein.

Bemerkend, daß ich seinen vietnamesischen, kehligen Akzent in der Sprache des Wolgalandes mit Enthusiasmus aufnehme, wird er lebhaft; er übersetzt auch die Worte des Politstellvertreters und beginnt von seinen Raketen und seinen Männern zu erzählen.

Viele Soldaten der Einheit kämpften bereits gegen die Franzosen. Die Offiziere der meisten Raketenbedienungen sind Veteranen jenes Krieges. Das Durchschnittsdienstalter der Truppenkader beträgt zehn Jahre. Einer der Offiziere rühmt sich bereits eines ununterbrochenen Dienstes von 18 Jahren.

Plötzlich kräht neben unserer Hütte ein Hahn. Ich schiele durch die Sträucher. Es tagt. Das blutrote Morgenrot bildet eine Malerleinwand, auf der die noch dunklen Bananenbäume schimmern.

Ich notiere, ein bißchen geblendet vom flackernden Lampenlicht.

Die ersten Raketensalven waren zugleich die ersten Erfolge. Die amerikanischen Piloten hatten diese schreckliche Waffe nicht erwartet, und sie erlitten große Verluste. Eine Rakete holte zwei Flugzeuge des Feindes herunter. Das war genau am 24. Juli 1965, als nach dem Start nur einer Rakete zwei F-4 C auf die Erde fielen. Fieberhaft begannen die Amerikaner eine andere Taktik für ihre Piratenüberfälle zu suchen. Sie zergliederten ihre Flugordnung. Sie gingen auf geringe Höhen. Dort aber erwarteten sie die Flakartilleristen. Und noch tiefer gehen? Da lauerten die Salven der Karabiner und Maschinenwaffen . . .

Von den gefangengenommenen amerikanischen Piloten wissen die vietnamesischen Raketensoldaten, welchen Alptraum die raschen, wendigen Raketen für sie darstellen. „Sie jagen den Feind am Himmel wie die Hunde den Bösewicht", vernehme ich als lakonische und ausdrucksvolle Erläuterung.

Und weil sie so gefährlich sind, gibt es auch die verbissenen Suchaktionen der amerikanischen Luftwaffe. Ihr ganzes Luftaufklärungssystem

in Vietnam sucht vor allem die Raketenstartrampen. Zu Zeiten erkennen sie etwas, aber – im Kampf. Wenn nach gründlicher Analyse der vorher angefertigten Luftaufnahmen die Stoßgruppe anfliegt, um mit Sprengbomben und Luft-Boden-Raketen anzugreifen, ist von den vietnamesischen Raketensoldaten bereits keine Spur mehr vorhanden. Opfer der Angriffe werden in solchen Situationen nur verirrte Hühner und Bananenbäume ...

„Ständig sind wir in Bewegung. Unterwegs. Seit der Aufstellung der Einheit haben wir mit den Mitteln der Einheit 310 000 (Dreihundertundzehntausend!) Kilometer zurückgelegt", sagt der Kommandeur in einem Ton, als erkläre er, was es morgen für Wetter gibt. Ich habe dazu keine Fragen mehr. Es ist mir klar, daß die Einheit unter den Kampfbedingungen und bei einer derartigen Beweglichkeit eine Vielzahl von Haupt- und Reservestellungen hat, und außerdem einiges mehr an Scheinstellungen ...

„Als wir das ‚Jubiläumsflugzeug' Nr. 400 heruntergeholt hatten, erhielten wir das Banner der Raketentruppen", erklärt der Politstellvertreter.

Es wird Tag. Das Licht der Lampe scheint bereits in die Helle des klaren Himmels. Die Hähne krähen wie besessen.

„Wir haben eigene Hühner und einige Dutzend Schweine in unserer Eigenwirtschaft. Wir verfügen auch über zwanzig Hektar Land." So wird mir die nächste Dosis Wissen über die Versorgung der Einheit zuteil.

Wie schaffen sie das alles? Manövrieren. Die Wissenschaft. Der Kampf. Die Versorgung. Alle diese Probleme sind höllisch ernst.

Ich erhalte den Schlüssel zu jenen Fragen, aber zuvor notiere ich noch „einige typische Kämpfe mit Flugzeugen", die die Einheit bestand. „In der Provinz Ninh Binh starteten wir, gemeinsam mit der Artillerie kämpfend, fünf Raketen. Wir schossen drei Flugzeuge ab. Wir verteidigten ein Objekt und eine Transportstraße, die Ziel amerikanischer Luftangriffe war. Am 25. Februar 1966 holten wir mit zwei Raketen ein Flugzeug der elektronischen Aufklärung RB-66 herunter. In einem Rayon, den wir den vierten Streifen nennen, mußten noch viele andere Flugzeuge daran glauben. Dann schützten wir die Hauptstadt. Am 23. Juni des vergangenen Jahres starteten wir fünf Raketen und schossen drei Flugzeuge ab, darunter eine F-105 D und eine F-150 F ..."

Und jetzt der Schlüssel. Die Sache ist ungewöhnlich einfach – wie mir die Raketensoldaten übersetzten und wie mir meine Reporterbeobachtungen auf der Vietnam-Reise eingaben: Der Sieg – auch der der Raketensoldaten – ist möglich nur dank der Unterstützung und Hilfe des ganzen Volkes. Das Volk unterstützt die Soldaten beim Transport der schweren Raketen und Geräte. Das Volk befestigt die Straßen mit Zweigen und hilft Startstellungen herzurichten. Nur dank dieser Hilfe gelangen sie bis zu anscheinend unzugänglichen Orten, wo die amerikanischen Piloten sie am wenigsten vermuten. Darin liegt das Geheimnis der Beweglichkeit und der gewandten Manöver der vietnamesischen Fla-Raketentruppen ...

Nach den ersten „Zusammenstößen" mit Boden-Luft-Raketen suchten die Amerikaner offenkundig nach einer Methode des Entgegenwirkens. Und die vietnamesischen Raketensoldaten konnten natürlich nicht nur die Taktik des Tages meistern. Sie mußten voraussehen, wie der Gegner sich morgen zur Wehr setzen würde. Sie lernten es, und immer vollkommener wurden ihre Kampferfahrungen. Ich kann mit vollem Verantwortungsbewußtsein versichern, daß heutzutage die Raketensoldaten, die in Vietnam Raketen gegen Luftpiraten lenken, auf ihrem komplizierten Fachgebiet Künstler sind.

Die amerikanischen Piloten meiden beflissen jeden Meter vietnamesischen Bodens, der nicht im voraus fotografiert worden ist. Sie trauen keinem einzigen Strauchbüschel, nicht einer Baumgruppe ... Es ist auch nicht verwunderlich, daß sie genau so beflissen jeden Bananenhain umfliegen. In Vietnam gibt es heiße Bananen, und sie fliegen sehr hoch.

Der Takt

Eine Reportage
aus einem Panzerreparaturwerk
von Rolf-Peter Bernhard

Panzertürme, auf flache Karren geladen, weisen mir den Weg. Als ich die gewaltige Werkhalle betrete, schlagen mir Karbidschwaden entgegen. Azetondämpfe beißen in Augen und Nase, bringen einen widerlichen Geschmack auf die Zunge. Lichtbögen blitzen. Meterweit sprühen Funken, prasselnd und zischend, gelb und orange.

Links neben mir verlieren unter geschickten Schlosserfäusten die Panzer ihr respektgebietendes Aussehen. Sie werden in ihre Einzelteile zerlegt, bis nichts anderes mehr von ihnen übrigbleibt als die stählerne Wanne. Gleich hinter dem Trockenofen aber formt sich aus dem ungetümen Etwas erneut ein Kampfwagen, erneut eine Fla-Selbstfahrlafette. ▶

Im vertrauten Kreise. (Zweiter von rechts, sitzend – Brigadier Genosse Hammerl.)

der starken Männer

Jeder Panzer muß eines Tages zur Verjüngungskur, sprich Generalüberholung. Eines Tages – das heißt nach einer festgelegten „Dienstzeit" oder Zahl zurückgelegter Kilometer, je nachdem, welche Kennziffer er eher erreicht hat. Ist der Panzer in alle Einzelteile zerlegt, werden die einzelnen Baugruppen gründlich abgehorcht und durchleuchtet, sprich „befundiert". Ein Teil wird instandgesetzt, andere, bei denen der Verschleiß bereits zu groß ist, werden ausgewechselt. Kommt der Panzer nach der Verjüngungskur in die Einheit zurück, weiß der Kommandeur: Ich habe für weitere 1500 Fahrkilometer ein voll einsatzfähiges Gefechtsfahrzeug, das garantiert mir das Werk.

Das Werk? Das ist natürlich vor allem die Belegschaft. Diese hier ist nicht erst seit heute und nicht nur über die Arbeit an den Panzerfahrzeugen mit der Armee verbunden. Das Reservistenkollektiv hat weit mehr als Bataillonsstärke. Es zählt 450 Genossen. Und „gedient" haben auch fast alle aus der Brigade „Völkerfreundschaft", die ich dort hinten am Ende der Taktstraße suche.

Der Motorsystemetakt ist der Takt der starken Männer, wie überhaupt die Arbeit hier kräftige Arme verlangt, trotz moderner Technik. Als Rudolf Hammerl, der Brigadier, schließlich vor mir steht, will ich deshalb zuerst nicht glauben, daß er der Gesuchte ist. Ich hatte ihn mir anders vorgestellt: breitschultrig, muskelstrotzend, vierschrötig.

Erst kürzlich ist er zum Hauptmann der Reserve befördert worden. Seine letzten Übungen machte er mit als Offizier für Technische Ausrüstung eines Panzerbataillons. Als einem T 54 der Motor ausgewechselt werden mußte, stieg er in die Kombi. Er brauchte für die Arbeit nur ein knappes Drittel der in der Armee vorgegebenen Normzeit. „Dreihundert Prozent Planerfüllung", hatte er scherzhaft gesagt.

Auch sonst hätten die Genossen ihn gern als TA behalten. Wer mehr als 10 Jahre lang tagein, tagaus den „Dicken" das Herzstück montiert, wer fast genauso lange als Brigadier die Arbeit organisiert, der hat schon seine Erfahrungen.

Im vergangenen Jahr gab es im Reparaturwerk Komplikationen, wie es sie in manch anderem Betrieb auch einmal gibt. Aber sind in einem Werk der Verteidigungsindustrie nicht sogar die geringsten Planrückstände gefährlich? Jeder Panzer muß am vorausberechneten Tag umgerüstet oder generalüberholt sein. Er darf nicht auch nur eine Stunde in der Bewaffnung des Zuges, der Kompanie, des Bataillons fehlen.

In der Zentralen Parteileitung gab es heiße Diskussionen. Die Genossen nahmen kein Blatt vor den Mund. Auch Rudolf Hammerl nicht. „Unser Genosse Direktor hat gesagt, daß die Planziffern unter allen Umständen von uns gebracht werden müssen. ‚Und wenn ich Tote aufstehen lassen muß!' hat er gesagt. Ich bin nicht ganz seiner Meinung. Die Toten wollen wir ruhen lassen; die Lebenden müssen wir endlich aufstehen lassen! Überstunden und Stoßschichten waren schon zu Bachirews Zeiten kein Heilmittel gegen eine mangelhafte Arbeit der Leitung!"

Seine Vorschläge waren mit seinen Männern durchgeackert, sie waren also präzise: Die Überstunden wachsen uns über den Kopf, wenn der Plan nicht stetig erfüllt wird, Tag für Tag, Monat für Monat. An keinem Takt darf mehr Zeit verbummelt werden, weil es Pannen im Arbeitsablauf gibt oder weil die Zulieferbetriebe ihre Termine nicht einhalten.

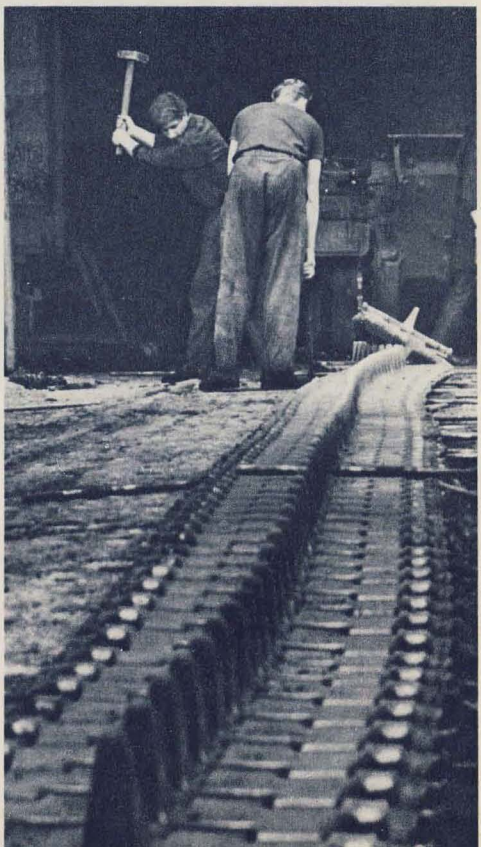
„Von uns aus geht der Plan in Ordnung", versicherte der Brigadier. „Nun muß die Leitung Ordnung in den Plan bringen . . ."

So war die Brigade „Völkerfreundschaft" – bereits seit dem 7. Oktober 1964 Staatstiteiträger – auf dem besten Wege, zum Schrittmacher der Taktstraße, ja, der ganzen Halle zu werden . . .

„Die Sorgen vom vergangenen Jahr gingen mit dem Jahr. Sie kamen nicht wieder. Aber . . ." In Rudi Hammerls braunen Augen blinzelt der Schalk. „Wir sind der letzte Takt an der Montagestraße, also können wir weder drücken noch schieben. Wir ziehen eben."

„Wenn die Gleisketten aufgezogen und der Turm montiert ist, dann müssen die ersten von uns längst wieder einen neuen Panzer unter den Fingern haben. Bummelstunden?" Harry Kruse schüttelt den Kopf. „Sie und auch die Überstunden haben wir abgeschafft. In diesem Jahr wurde uns nicht eine einzige angeschrieben. Wir pfeifen auf die Märker für die Racke-

Zahlreiche „Ersatzteile", unter anderem die Hauptverschleißteile des Laufwerkes, werden in der DDR produziert.



rei am Sonnabend oder gar am Sonntag; letzten Endes fehlen sie uns ja auch im Prämienfonds."

„Und der Plan?" frage ich.

Rudi schmunzelt, Harry grinst. Mit dem Kopf weisen sie auf eine riesige Tafel, auf der es von Kreidezahlen nur so wimmelt. Die Rubrik „Plan" aber ist erhaben schwarz.

„Diese Ziffern gehen nur uns etwas an. Sie werden nicht aufgeschrieben", erklärt der Brigadier, und hinter der vorgehaltenen Hand raunt er mir verschmitzt zu: „Vielleicht aber genügt eine ‚ungenaue' Angabe? Planschulden kennen wir nicht. Jeden Monats- und Quartalsplan haben wir exakt erfüllt."

Im Werk hört man manchmal das Reden, daß den Hammerls ja auch nichts schwerfallen kann. Mit solch einer Mannschaft wäre selbst das berühmte Bäumeausreißen ein Klacks.

Richtig, alle sind sie gewiefte Facharbeiter, ausgefuchste Spezialschlosser. Harry Kruse hat im Werk gelernt, Hans-Joachim Schlämann hat sich vor fünfzehn Jahren hier vom Ofensetzer zum Betriebsschlosser umschulen lassen, Herbert Rippel ist seit sechs Jahren mit von der Partie, und Harry Berg wird von allen in der Halle nur „Doktor Allwissend" gerufen. Lediglich Heinz Reschke ist erst seit kurzem in der Brigade, aber deshalb beileibe kein Benjamin. Alle zusammen sind sie fünfzehnmal Aktivist, und sieben Medaillen davon gehören dem Brigadier. Nun kämpfen sie alle um den Titel „Qualitätsarbeiter". In diesem Jahr gab es noch keine Beanstandung an der Qualität. Das will schon etwas heißen.

„Auf tausendfünfhundert Fahrkilometer ruht unsere Garantie. Das hört sich wenig an, ist aber viel. Nehmen wir nur eine Lehrgefechtsmaschine. Was muß die aushalten!" Rudi Hammerl spricht aus Erfahrung; denn er ist nicht allein ein versierter Panzerfahrer, er ist Fahrlehrer für gepanzerte Kettenfahrzeuge und Kraftfahrzeug-Sachverständiger.

„Auch kommt es nur noch ganz selten vor, daß ein Planet[1] zu pfeifen anfängt. Wir besitzen jetzt ein Planetenprüfgerät. Eine feine Sache. Aber auch die Kumpel des Zulieferbetriebes haben aus unserer Kritik gelernt. Sie achten jetzt mehr auf ihren Ruf."

Gute Fachleute sind die Hammerls alle, aber – von Heinz Reschke abgesehen – Nurfachleute sind sie nicht. Harry Kruse und Jochen Schlämann sind Mitglieder der Leitung der Abteilungsparteiorganisation. Rudi Hammerl gehört der Zentralen Parteileitung an. Herbert Rippel arbeitet für die Kollegen der Taktstraße als Vertrauensmann der Gewerkschaft. Und auch in der Kampfgruppe stehen die Männer vom Motorsystemetakt ihren Mann – Harry als Gruppenführer, Rudi als Zugführer, Jochen als Kommandeur.

Alles in allem: Sie sind an der Leitung des Betriebes beteiligt, die Hammerls, und natürlich wirkt sich das auch in der allmorgendlichen Produktionsbesprechung aus. Was sich die Brigade für den Tag vornimmt, das ist am Abend geschafft.

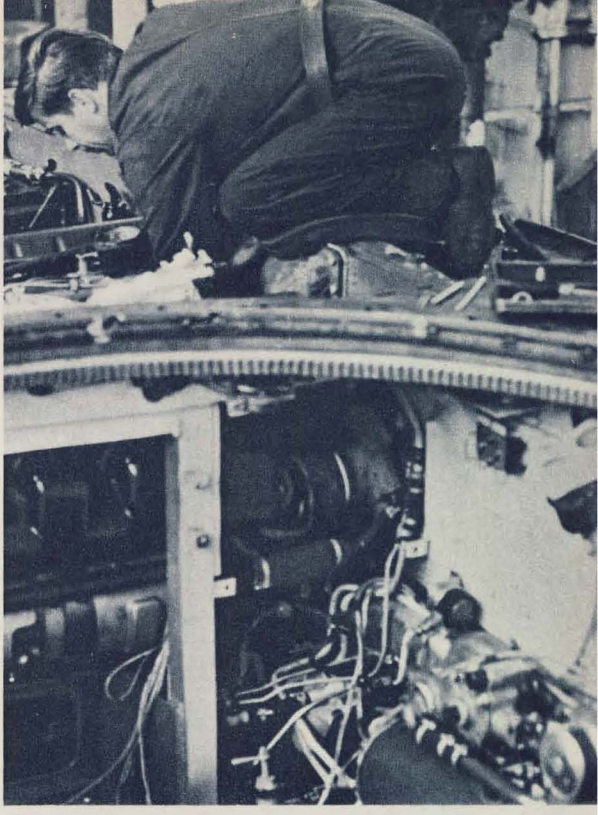
Dennoch, auch (oder gerade) in einem festen Kollektiv gibt es Konflikte.

Heinz Reschke arbeitet schon seit fünf Jahren im Werk. Er ist ein tüchtiger und fleißiger Schlosser. Stets kommt er pünktlich zur Arbeit; doch ebenso pünktlich verläßt er auch wieder das Werk.

Seit kurzem gehört er zur Brigade „Völkerfreundschaft", und bei den Hammerls ist es nicht üblich, nur ein guter Facharbeiter zu sein. Prämien, so sagen sie, gibt es nämlich nicht allein für die Ergebnisse in der Produktion; auch der Weg, der zu ihnen führt, wird prämiert.

„Das wird der Heinz schon noch verstehen lernen", meint Rudi Hammerl zuversichtlich. „Er sagt, er wolle nach Feierabend seine Ruhe haben, in den Kahn steigen und den Blinker über den See pitschen lassen. Warum auch nicht? Berg geht angeln, Kruse geht angeln, Schlämann geht angeln. Dagegen hat doch keiner etwas. Nur ... Laßt ihn ein bißchen länger zur Brigade gehören, und auch er wird erkennen, daß jeder von uns ein wenig Freizeit opfern muß, damit wir alle schließlich noch mehr Freizeit haben – meinetwegen auch zum Angeln."

Ein passionierter Petrijünger ist auch Hans-Joachim Schlämann. Und auch mit ihm gab es wegen der Hechte und Aale Auseinandersetzungen – in der Brigade. ▶



Auch ein Stahlkoloß hat sein Nervensystem.

[1] Planetengetriebe

Jochen ist Vater von acht Kindern. Die Hammerls helfen ihm mit Rat und Tat, und ihr Wort galt auch, als Hans-Georg Poneskys Mannen im Werk die Ohren spitzten. Sie waren dafür, daß Jochen in der Sendung „Mit dem Herzen dabei" seine verdiente Überraschung finden sollte.

Aber es gab auch Stimmen, die dagegen sprachen. Jochen unterstütze seine Frau zu wenig im Haushalt, er solle zumindest die Angelei lassen.

Die Männer um Rudi Hammerl warfen ihre Gewichte in die Waagschale: Viermal wurde Jochen Aktivist, er ist Parteileitungsmitglied, Kampfgruppenkommandeur; immer ist er da, wenn er gebraucht wird, in der Brigade, in der Werkhalle, im Betrieb. Aber sie setzten sich auch mit ihrem Schlämann auseinander; denn an jeder Kritik ist schließlich etwas dran.

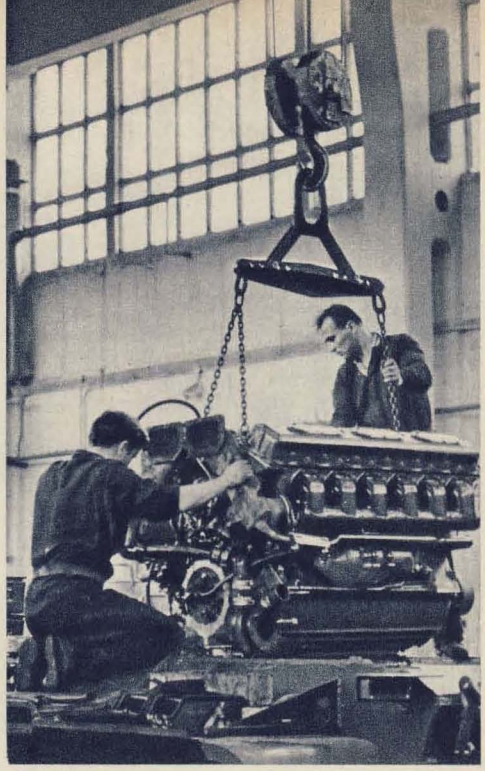
„Du, Jochen", sagten sie, „auch deine Frau ist müde, wenn es Abend wird. Greif ihr mehr unter die Arme . . ."

In der Brigade sagt jeder jedem die Meinung ins Gesicht, und sie sind auch keine Engel, die starken Männer vom letzten Takt. Auch nicht Rudi Hammerl.

„Warum nimmst du kein Studium auf? Mach zumindest endlich deine Meisterprüfung", sagen die Genossen immer wieder. „Mit siebenunddreißig Jahren bist du doch noch kein alter Knabe."

Es nützt nichts. Rudi will von einem Studium nichts wissen. Qualifizieren? Aber warum nicht. Dazu fuhr er sogar für vier Monate in die ČSSR und lernte die Sprache der Slowaken. Weiterbilden? Bitteschön, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Sobald ein Schreibtischsessel dabei herauskommen könnte . . .

Wenn er im Werk oder auch in der Armee nicht in einer Schlosserkombi herumlaufen kann, fühlt er sich nicht wohl. Er muß schon ernsthaft krank sein, wenn er nicht für drei Mann herumwühlt. Aber vor einem Schreibtisch hat er Angst. Wenn er mit seinen Argumenten am Ende ist, dann sagt er einfach: „Schwielen gehören an die Hände und nicht an den Hintern! Basta!"



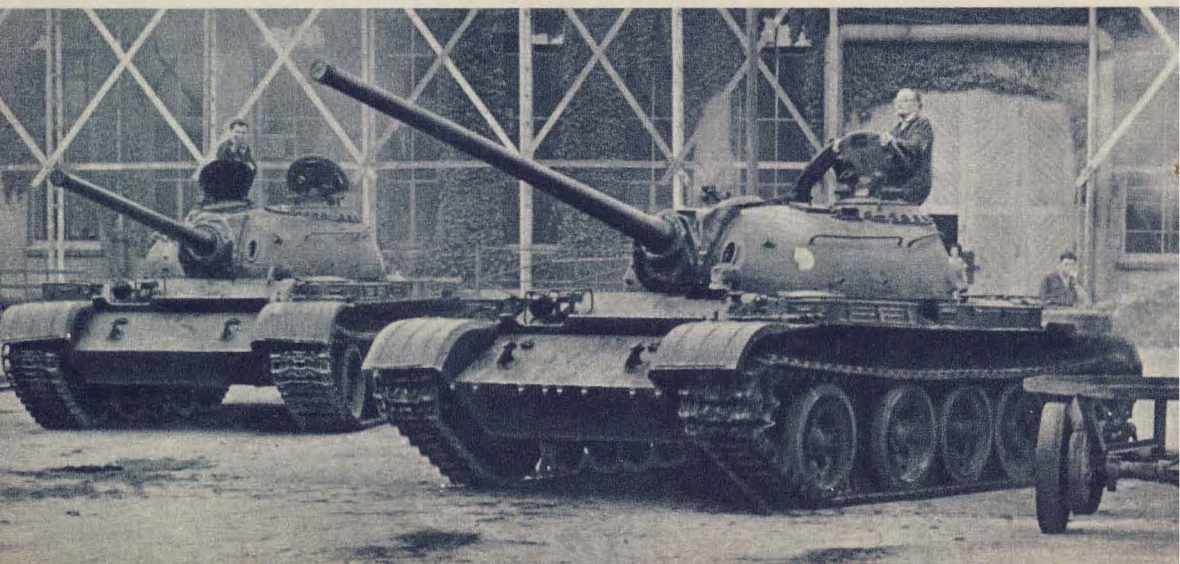
Mit dem Herzen dabei (rechts Genosse Hammerl).

Wird seine Brigade ihn eines Tages überzeugen? Wird ihm Gisela, seine Frau, zuvorkommen? Von einer „kleinen" Verkäuferin qualifizierte sie sich zur Blockgesellin. Fünfmal wurde sie Aktivist. Mitglied der BGL des HO-Kreisbetriebes ist sie.

Werden ihn die Kinder herumbekommen; Rosemarie, die unbedingt Dompteuse, zumindest erst einmal Tierpflegerin in einem Zoo werden will; Wolfgang, dessen Ziele heißen — Langstreckenläufer, Schlosser, Scharfschütze, Offizier?

Trotz allem — die Hammerls machen von sich reden.

Auf zur werkseigenen Teststrecke!



Rätemacht oder Nationalversammlung

**Von Roland Grau,
Institut für Marxismus-Leninismus
beim ZK der SED**

Als die Fabriksirenen die Berliner Arbeiter am 9. November 1918 zur Frühschicht riefen, empfing sie auf den Straßen ein Flugblatt der Spartakusgruppe und des Vollzugsausschusses der revolutionären Obleute: Das Signal zu Demonstrationen und zum bewaffneten Aufstand. Überall formierten sich Arbeiterkolonnen und zogen zur Innenstadt. Frauen und Kinder schlossen sich an; Soldaten reihten sich ein. Zuerst ging es zu den Kasernen, um auch die Soldaten der Ersatzformationen zu gewinnen. An der sogenannten Maikäferkaserne gab es die ersten Opfer. Offiziere schossen auf die Arbeiter. Erich Habersaath, ein Führer der Berliner Arbeiterjugend, und zwei AEG-Arbeiter fielen. Doch die Offiziere wurden überwältigt, und die Soldaten schlossen sich der revolutionären Bewegung an ...

Der Reichskanzler, Prinz Max von Baden, erkannte, daß die gegen die Revolution eingesetzten Machtmittel versagt hatten. So ließ er durch das Wolffsche Telegraphenbüro verbreiten, daß Kaiser Wilhelm II. sich entschlossen habe, abzudanken. Gleichzeitig verhandelte er mit dem sozialdemokratischen Parteivorstand. Friedrich Ebert wurde vom Kabinett zum neuen Reichskanzler ernannt und forderte als erstes die kaiserlichen Minister auf – im Amt zu bleiben! Während auf der Straße die Arbeiter kämpften, schmiedeten die alten Machthaber gemeinsam mit den rechten SPD-Führern schon wieder neue Ränke, um die revolutionäre Bewegung zu bremsen, sie in „geordnete Bahnen" zu lenken und dann niederzuschlagen.

Aber die Massen waren nicht gewillt, dem Aufruf des neuen Reichskanzlers zu folgen und „Ruhe und Ordnung" zu bewahren. Sie befreiten aus dem Moabiter Gefängnis die politischen Häftlinge, darunter Leo Jogiches, den Organisator der Spartakusgruppe; auch für die 650 im Polizeipräsidium Festgehaltenen öffnete sich das vergitterte Tor. Das Amt als Polizeipräsident übernahm jetzt hier Emil Eichhorn, ein linker Funktionär der USPD.

In den Nachmittagsstunden eroberten die Arbeiter zusammen mit vielen bewaffneten Soldaten, die sich ihnen angeschlossen hatten, wichtige Regierungsgebäude. Die Verlagshäuser der reaktionären Zeitungen wurden ebenfalls besetzt. Eine andere Gruppe, von Hermann Duncker, einem Führer der Spartakusgruppe, geleitet, drang in die Redaktion des Kriegshetzerblattes „Berliner Lokal-Anzeiger" ein; noch am gleichen Abend erschien dort die erste Nummer der „Roten Fahne" als Zeitung der Spartakusgruppe.

Mit Karl Liebknecht an der Spitze zog ein Demonstrationszug zum Berliner Schloß. Von einem Kraftwagen proklamierte Karl Liebknecht die „freie sozialistische Republik Deutschland". Dann sprach er vom Balkon des Schlosses zu den Arbeitern und ermahnte sie wachsam zu sein: „Wenn auch das Alte niedergerissen ist, dürfen wir doch nicht glauben, daß unsere Aufgabe getan sei. Wir müssen alle Kräfte anspannen, um eine Regierung der Arbeiter und Soldaten aufzubauen und eine neue staatliche Ordnung des Proletariats zu schaffen. Eine Ordnung des Friedens, des Glücks und der Freiheit unserer deutschen Brüder und unserer Brüder in der ganzen Welt."

Am Abend des 9. November beherrschten die Arbeiter und Soldaten die deutsche Hauptstadt. In wenigen Tagen hatte der revolutionäre Funke, am 3. November von Kiel ausgegangen, das ganze Land erfaßt. An der Spitze der gewaltigen Massenbewegung standen die Spartakusgruppe, Vertreter anderer linker Gruppen und linke Führer der USPD. Die Große Sozialistische Oktoberrevolution vor Augen, bildeten sich überall Arbeiter- und Soldatenräte. Vielerorts übten die Räte zunächst reale Macht aus. Die Volksmassen hatten den Frieden erzwungen, den Kaiser und die Hohenzollernmonarchie sowie die anderen deutschen Dynastien gestürzt und für sich selbst demokratische Rechte und Freiheiten erkämpft. Die Macht der Herrschenden war erschüttert. Vor allem aber hatte sich das Volk mit den Arbeiter- und Soldatenräten Revolutionsorgane geschaffen; sie mußten nunmehr die Führung übernehmen, sollte die Macht der Imperialisten und Militaristen endgültig gebrochen und eine neue Gesellschaftsordnung ohne Krieg und Ausbeutung errichtet werden.

Die Spartakusgruppe erkannte, daß dazu die konsequent revolutionären Kräfte die Mehrheit in den Arbeiter- und Soldatenräten gewinnen, daß die Räte in der Auseinandersetzung mit allen Spielarten des Opportunismus zu Kampf-

und Machtorganen der Arbeiterklasse werden mußten. Vielfach jedoch hatten Funktionäre und Mitglieder der SPD und der USPD in ihnen die Mehrheit. Würden sie das Vertrauen der Arbeiter rechtfertigen und weiterhin die Ziele der Massenbewegung vertreten? Würde es gelingen, die Einheit der revolutionären Bewegung zu erhalten? Eine vorläufige Entscheidung sollte schon am Abend des 9. und am 10. November fallen.

Auch die Hilfe der rechten SPD-Führer, extra dafür in die Regierung berufen, hatte die Revolution nicht verhindern können. Die Wucht der revolutionären Aktionen der Werktätigen zwang die imperialistischen Kräfte, ihre Taktik zu ändern. Für sie kam es jetzt darauf an, Einfluß auf die Volksbewegung zu erhalten, sie zu zersetzen und zu spalten, sie ihres revolutionären Charakters zu berauben und insbesondere den Einfluß der Arbeiter- und Soldatenräte, der Kampforgane der Massen, zurückzudrängen und sie später auszuschalten. Mehr noch als zuvor brauchten sie aber dafür die Hilfe und Unterstützung der rechtssozialdemokratischen Führer.

Philipp Scheidemann, Mitglied des Parteivorstandes der SPD und bis vor wenigen Stunden kaiserlicher Minister, schlug am Abend des 9. November der USPD vor, eine gemeinsame Regierung mit der SPD zu bilden. Karl Liebknecht, dessen Beitritt die revolutionären Massen forderten, formulierte sechs Bedingungen, die den Forderungen der kämpfenden Arbeiter und Soldaten, die Macht der bisher herrschenden Klasse zu brechen, entsprachen. Natürlich lehnte die SPD-Führung ab. Die zentristischen Führer der USPD hinderte das trotzdem nicht, gemeinsam mit der SPD den Rat der Volksbeauftragten zu bilden. Ihm gehörten von der SPD Friedrich Ebert, Otto Landsberg und Philipp Scheidemann und von der USPD Emil Barth, Wilhelm Dittmann und Hugo Haase an. Ebert und Haase wurden „gleichberechtigte" Vorsitzende, doch übte Ebert in Wirklichkeit allein den Vorsitz aus. Die alten kaiserlichen Minister blieben im Amt. Selbst der Kriegsminister Generalleutnant Scheuch konnte seinen Posten behalten. Diese „sozialistische Regierung" sollte die Arbeiter und Soldaten irreführen, sollte sie glauben machen, die Machtfrage sei gelöst. Gleichzeitig nutzten die rechten Führer der SPD diese mit der Führung der USPD erreichte Übereinkunft dazu aus, die Arbeiter und Soldaten zur „Einigung" aufzurufen und die revolutionären Kräfte zu verleumden, die eine wirkliche Einigkeit der Arbeiter im Kampf gegen die Reaktion forderten. Karl Liebknecht entlarvte in seinem Artikel „Der neue Burgfrieden" am 19. November in der „Roten Fahne" dieses Manöver: „‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche' — dies Trugwort stand am Anfang des Weltkrieges ... ‚Wir kennen keine verschiedenen sozialistischen Parteien mehr — wir kennen nur noch Sozialisten' — so klingt es am Schluß des Weltkriegs ... Einigkeit! Wer könnte sie mehr ersehnen und erstreben als wir. Einigkeit, die das Proletariat stark macht zur Erfüllung seiner geschichtlichen Mission.

Aber nicht jede ‚Einigkeit' macht stark. Einigkeit zwischen Feuer und Wasser verlöscht das Feuer und verdampft das Wasser; Einigkeit zwischen Wolf und Lamm liefert das Lamm dem Wolfe zum Fraß; Einigkeit zwischen Pro-

▲
Eine der vielen machtvollen Demonstrationen der revolutionären Arbeiter und Soldaten am Brandenburger Tor.

◀
Karl Liebknecht spricht auf einer Kundgebung im Berliner Tiergarten.

Bewaffnete revolutionäre Soldaten in Berlin Unter den Linden.
▼

letariat und herrschenden Klassen opfert das Proletariat; Einigkeit mit Verrätern bedeutet Niederlage . . . Die arbeitenden Massen sind die Vollstrecker der sozialen Revolution. Klares Klassenbewußtsein, klare Erkenntnis ihrer geschichtlichen Aufgabe, klarer Wille zu ihrer Erfüllung, zielsichere Tatkraft, das sind die Eigenschaften, ohne die sie ihr Werk nicht vollbringen können."

Doch viele Arbeiter und vor allem die Mehrheit der politisch meist wenig geschulten Soldaten durchschauten nicht die Demagogie der rechten SPD-Führer. Der Aufruf „Kein Bruderkampf" im sozialdemokratischen Zentralorgan „Vorwärts", in dem vom „überwundenen Imperialismus" und von einer „einmütigen und

geschlossenen Arbeiterschaft" die Rede war, fand selbst bei vielen Gegnern der Burgfriedenspolitik der SPD Widerhall. Sie sahen in ihm ein ehrliches Angebot zur Verständigung. Durch diese Taktik gelang es den Ebert und Scheidemann in der Vollversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte am 10. November im Zirkus Busch durchzusetzen, daß in ihren Vollzugsrat sieben Vertreter der SPD, sieben der USPD und 14 Soldatenvertreter gewählt wurden. Damit hatten auch im höchsten Organ der Revolution die antirevolutionären Kräfte die Mehrheit gewonnen. Es war ihnen also nicht nur gelungen, sich nachträglich in die revolutionäre Bewegung einzuschleichen, sondern sich sogar an ihre Spitze zu stellen. Das beschwor für den weiteren Verlauf der Revolution größte Gefahren herauf, weil dadurch in die anfangs einheitlich handelnde Massenbewegung der Keim der Spaltung gelegt war.

Die rechten sozialdemokratischen Führer gingen aber noch weiter. Während sie von „Sozialismus", von „Demokratie" und vom „überwundenen Imperialismus" sprachen, schlossen sie hinter den Kulissen Bündnisse mit der Konterrevolution ab. Noch am Abend des 10. November sprach Generalleutnant Groener von der Obersten Heeresleitung über einen geheimen Draht mit Ebert. Er schlug ihm ein Bündnis zur Niederwerfung der revolutionären Kräfte vor. Das Heer als entscheidendes Machtmittel der imperialistischen Bourgeoisie sollte zunächst vor der Revolution abgeschirmt und dann zu ihrer Niederschlagung eingesetzt werden. Der Sozialdemokrat Ebert stimmt diesem verbrecherischen Plan zu. 1925, im Münchner Dolchstoßprozeß, sagte Groener als Zeuge vor Gericht darüber:

„Der Zweck unseres Bündnisses, das wir am 10. November abends geschlossen hatten, war die restlose Bekämpfung der Revolution, Wiedereinsetzung einer geordneten Regierungsgewalt, Stützung dieser Regierungsgewalt durch die Macht einer Truppe und baldigste Einberufung einer Nationalversammlung."

Auf der gleichen Ebene lag das am 12. ausgearbeitete aber erst am 15. November unterzeichnete Arbeitsgemeinschaftsabkommen zwischen den Vertretern des Monopolkapitals und rechten Gewerkschaftsführern. Die Gewerkschaftsführer sicherten den Monopolherren die Erhaltung ihrer ökonomischen Positionen und damit auch ihrer politischen Macht zu. Die großzügige Gegengabe: Garantierung einiger demokratischer Rechte und sozialer Verbesserungen, die die Massen bereits auf der Straße erkämpft hatten. Der von der SPD beeinflußte Deutsche Landarbeiter-Verband schloß mit den Junkerverbänden ebenfalls ein derartiges Abkommen ab. Damit hatten sich die rechten Führer der SPD mit allen konverrevolutionären Kräften direkt verbündet.

Während der Spartakusbund für die Stärkung und Festigung der Arbeiter- und Soldatenräte eintrat und die Forderung „Alle Macht den Räten" als Kampfziel propagierte, stellte sich die Führung der SPD hinter die von der gesamten Konterrevolution erhobene Forderung nach einer Nationalversammlung. Ebenso die zentristischen Führer der USPD, sie forderten lediglich ihre spätere Einberufung. Dadurch trugen sie zur Verwirrung der Arbeiter bei und förderten die von den Opportunisten gezüchteten parlamentarischen Illusionen.

Anfang Dezember versuchte die Konterrevolution, die Räte mit brutaler militärischer Gewalt auszuschalten. Die Arbeitermassen und Soldaten antworteten mit machtvollen Protestaktionen. Den Frontalangriff schlugen sie so vorerst zurück. Mitte Dezember jedoch stimmte die Mehrheit der sozialdemokratisch beeinflußten Delegierten auf dem 1. Reichsrätekongreß für die Einberufung einer Nationalversammlung. Damit sprachen sie das Todesurteil für die Rätebewegung. Vollstrecker wurde ein Sozialdemokrat, Gustav Noske. Mit den Worten „Meinetwegen! Einer muß der Bluthund werden, ich scheue die Verantwortung nicht!" übernahm er den Auftrag der Reaktion, die Revolution endgültig zusammenzuschießen.

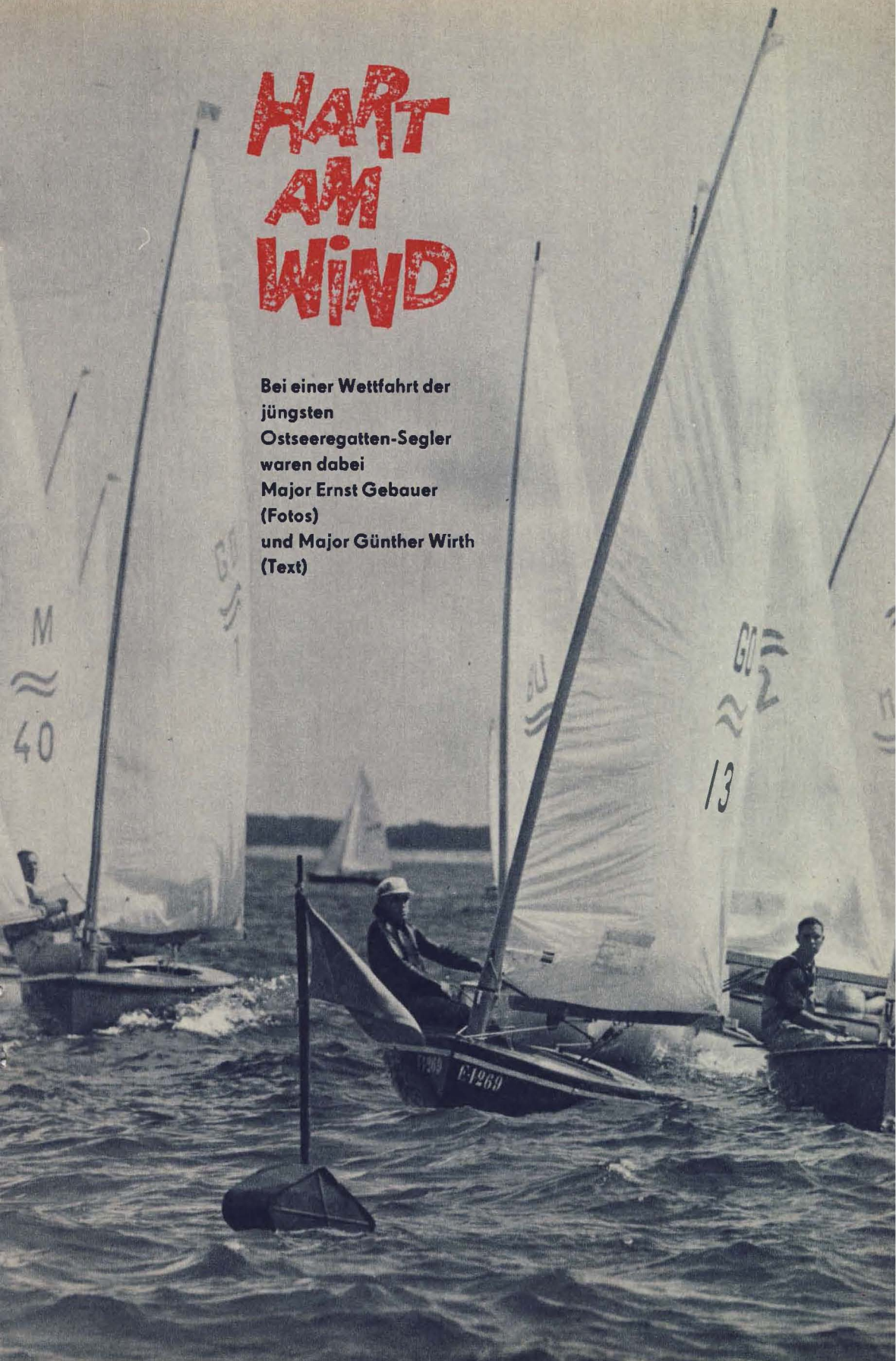
Heute nennen westdeutsche bürgerliche und sozialdemokratische Ideologen diese Politik des Verrats und des Terrors gegen die revolutionäre Bewegung im November 1918 „national" und „demokratisch", in trauter Gemeinsamkeit mit den Neofaschisten, die in ihrer „Deutschen Nationalzeitung und Soldatenzeitung" den Arbeitermörder Noske als eine der „bemerkenswertesten Persönlichkeiten der Zeit nach dem deutschen Zusammenbruch 1918" verherrlichen.

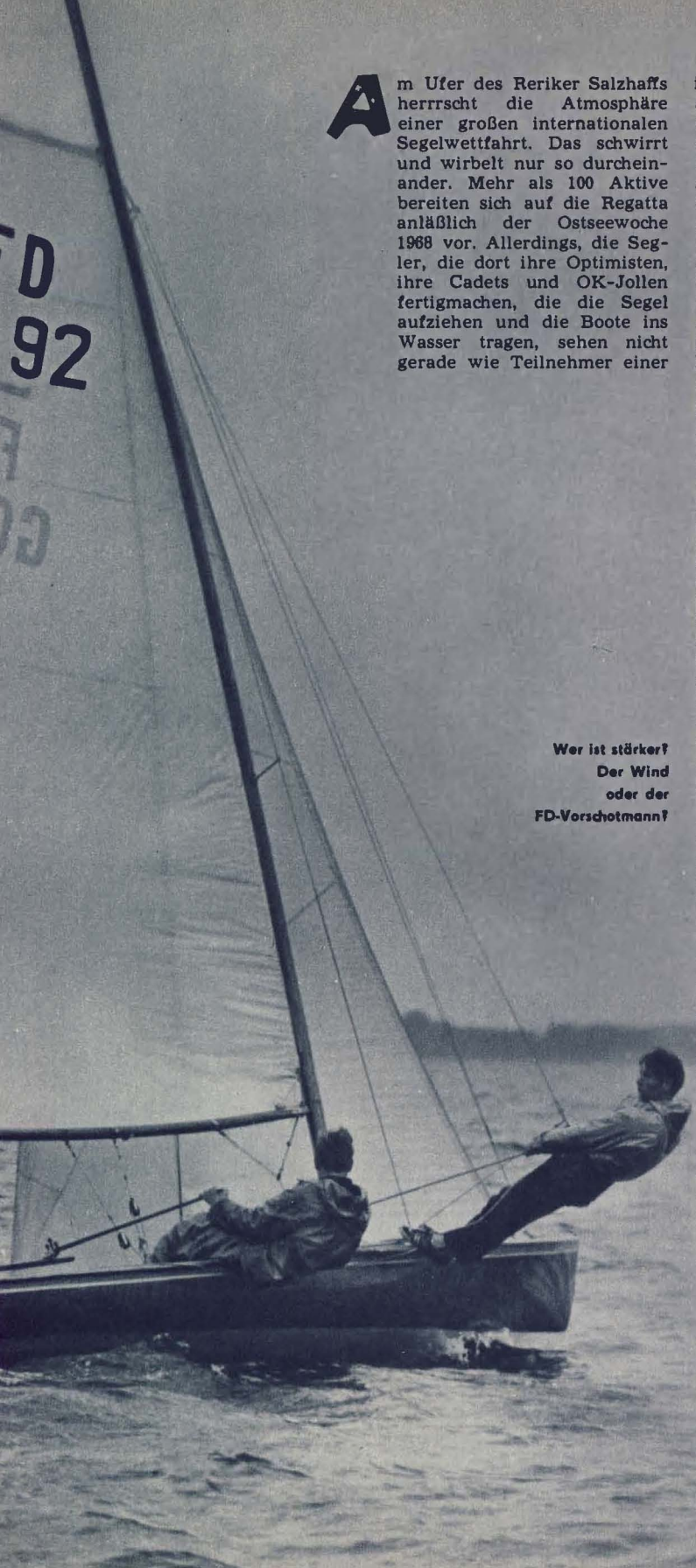
Ganz abgesehen davon, daß diese Politik Deutschland nicht „vor dem Chaos bewahrte", sondern zur Weimarer Republik führte, in der der Faschismus entstehen konnte, der das deutsche Volk im zweiten Weltkrieg an den Rand des Abgrundes brachte, ist der Zweck dieser geschichtlichen Fälschung offensichtlich. Mit historischen Fakten soll die heutige volksfeindliche Politik der rechten Führer der Sozialdemokratie in Westdeutschland begründet werden.

Viele sozialdemokratische Mitglieder und Funktionäre haben während der Zeit des Faschismus richtige Lehren aus der Novemberrevolution gezogen. Sie traten für die Wiederherstellung der vom Opportunismus gespaltenen Einheit der Arbeiterklasse ein. 1918 gelang es der Konterrevolution im Bündnis mit den rechten Führern der SPD, die einheitliche Massenbewegung zu spalten und dann niederzuschlagen. 1945 stellten die Arbeiter in einem Teil Deutschlands die Aktionseinheit der Arbeiterklasse her und überwanden die Spaltung. In einer ungleich schwereren Situation als 1918 bewies die Arbeiterklasse, wozu sie bei einheitlichem Handeln unter Führung einer geeinten marxistisch-leninistischen Partei fähig ist. In zwei siegreichen Revolutionen wurde das Vermächtnis der Kämpfer der Novemberrevolution erfüllt. Eine entscheidende Voraussetzung dafür war die Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands im Feuer der Novemberrevolution.

HART AM WIND

Bei einer Wettfahrt der jüngsten Ostseeregatten-Segler waren dabei Major Ernst Gebauer (Fotos) und Major Günther Wirth (Text)





Wer ist stärker? Der Wind oder der FD-Vorschotmann?

Am Ufer des Reriker Salzhaffs herrrscht die Atmosphäre einer großen internationalen Segelwettfahrt. Das schwirrt und wirbelt nur so durcheinander. Mehr als 100 Aktive bereiten sich auf die Regatta anläßlich der Ostseewoche 1968 vor. Allerdings, die Segler, die dort ihre Optimisten, ihre Cadets und OK-Jollen fertigmachen, die die Segel aufziehen und die Boote ins Wasser tragen, sehen nicht gerade wie Teilnehmer einer internationalen Sportgroßveranstaltung aus, dafür scheinen sie doch etwas zu klein: Es sind Kinder, 8- bis 14jährig. Doch die Jungen und Mädchen sind wirkliche Experten und Segelfachleute genug, um eine echte, auf hohem Niveau stehende Wettfahrt zu starten. Schon bei unserem ersten Kontakt vor dem Start mit einigen von ihnen wird uns das klar. Unter den 86 Seglern in der kleinsten Bootsklasse, der Optimist-Klasse, befinden sich auch fünf Jungen des ASK Rostock. Wir treffen die ASK-Optimisten bei der Arbeit an ihren Booten. Wolfgang Gantzen (13 Jahre), Harry Klawonn (12), Ralf Paschen (11), Olaf Schumann (10) und Frank Buskies (10) machen dem Namen ihrer Boote alle Ehre, sie strahlen Optimismus aus. Ohne sich in ihren Startvorbereitungen stören zu lassen, unterhalten sie sich lebhaft und aufgeweckt mit uns. Bald merken sie, wir sind Segel-Laien. Fachmännisch und ausführlich beantworten sie unsere Fragen. Ein Stichwort genügt, und wir erhalten eine kleine Lektion. „Wo liegt eure Regattastrecke?“

„Da drüben. Wir segeln auch auf einem sogenannten olympischen Kurs, genau wie die Großen auf den beiden Kursen vor Warnemünde.“

Da wir annehmen dürfen, daß der Großteil unserer Leser, wie wir, noch nicht das Segel-ABC aus dem „ff“ beherrscht, wollen wir Ihnen auch die folgenden Erläuterungen unserer kleinen Gesprächspartner nicht vorenthalten.

Die olympische Regattabahn besteht aus einem Kreis, gebildet aus acht Bojen. Gesegelt wird nicht auf diesem Kreisbogen, sondern auf einem Dreieck. Der erste Kurs führt in Windrichtung über die Mitteltonne des Kreises zur gegenüberliegenden Boje. Für mich bisher ein kleines Rätsel, wie man gegen den Wind (segelfachlich: am Wind) segeln kann, und ich muß gestehen, völlig durchschaut habe ich die aero-dynamischen Gesetze, die das erlauben, noch nicht. Tatsache ist jeden-

falls, daß der Am-Wind-Kurs der schwierigste Teil der Regatta ist und daß sich hier oft bereits die Spreu vom Weizen scheidet. In einer Zickzackfahrt wird der Gegenwind überlistet. Ein guter Start, die richtige Wahl der Richtung und Länge der ersten Kreuz nach genauer Beobachtung der Wind- und Stromverhältnisse kann schon vorentscheidend sein. Von der ersten Wendeboje geht es dann raumschots (der Wind kommt schräg von

Gut festziehen!
Heute weht eine kräftige Brise.
Olaf Schumann, 10 Jahre,
macht's fachgerecht.

Oben rechts:
Hoffnungsvolles ASK-Talent:
Wolfgang Gantzen, 13 Jahre,
Spartakiade-Sieger 1968
bei den Optimisten.

Unten rechts:
Bekommt mein Segel genug Wind?
Oder muß ich selbst mit pusten?

hinten) zur Bahnmarke Zwei und dann im rechten Winkel zu diesem Kurs ebenfalls raumschots zur Startboje zurück.

Wolfgang Jantzen und seine Freunde sind inzwischen startklar. Gummizeug und Schwimmweste sind übergezogen; die Segel sind gesetzt. Gemeinsam lassen sie ihre Boote zu Wasser. Über dem Haff weht eine frische Brise. Wenig Vertrauen erweckende dunkle Wolken ziehen auf. „Na, wird das heute gut gehen? Habt ihr nicht ein bißchen Angst mit euren Nußschalen bei dem Wetter?"

Lautstarker Protest und einhellige Empörung bei den Kleinen: „Von wegen Nußschalen, und außerdem, heute kann man doch wenigstens segeln, gestern herrschte eine elende Flaute!"

Na dann, ahoi! In flotter Fahrt geht es zur Regattabahn. Wir tuckern in einem kleinen Fischermotorkahn hinterher. — Von Flaute kann man heute wirklich nicht sprechen. Die Segler sind zufrieden. Ist doch ein Flautenrennen oft gar kein Rennen mehr. Da spielt dann die Taktik und oft auch ein bißchen Glück — auf irgend einem Streifen gerade noch eine Mütze voll Wind abzubekommen — eine große Rolle. Doch wann finden sie schon die idealen Windverhältnisse, die sie sich wünschen. Das andere Extrem, eine Schwerwetterregatta, ist auch nicht gerade etwas für Sonntagssegler. Ein Finn-Dingi, Ein-Mann-Jolle und kleinste olympische Bootsklasse, kann bei einer Wettfahrt durchaus mehrmals kentern. Der Segler muß sich dann als halber Artist bewähren. Auf dem oberen Bootsrand sitzend, bringt er blitzschnell ein Bein über Bord und richtet dann sein Boot wieder auf, ohne sich selbst die Füße naß zu machen. Auch auf den olympischen Bootsklassen mit zwei oder drei Mann Besatzung — Flying Dutchman (FD), Star, Drachen und 5,5-m-R, ist die körperliche Belastung nicht von Pappe. Besonders der Vorschotmann hat harte Arbeit zu leisten. Bei der Wende vom Kreuzen zum Raumkurs muß das Zusatzsegel, der Spinnaker, in höchstens acht Sekunden stehen. Bei zu starker Brise muß der prall mit Wind gefüllte Spinnaker wieder eingeholt werden. Das verlangt Kraft und Beweglichkeit. —

An der Startlinie herrscht indes ein unglaubliches Gedränge. Wenn sich über 80 Boote eine günstige Position für den Start schaffen wollen, kann man sich das Durcheinander und Hin und Her vorstellen. Wie nervöse Sprinter, die vor dem Schuß hin und her trippeln, kreuzen die Optimisten auf und ab, wenden, kreuzen wieder. Und da kommt der Schuß. Es dauert eine Weile, bis sich die Felder zur ersten Kreuz formiert haben. Jeder will schnell in Fahrt kommen. Laut wird der Konkurrent, der von Steuerbord den eigenen Weg kreuzt (Backbord hat Vorfahrt!) zurechtgewiesen. Jede selbstverschuldete Kollision mit einer Boje oder einem anderen Boot zieht die Disqualifikation nach sich. Und wer möchte schon bereits am Start ausscheiden? Also wird gebrüllt was die Lunge hergibt. Es ist genauso wie bei ihren großen Vorbildern, höchstens noch etwas lauter. —

Gute Vorbilder haben die ASK-Jungen ja im eigenen

Klub, nicht nur was die Lautstärke anbetrifft, sondern vor allem ihrem seglerischen Können und den Erfolgen nach. Alle ihre deutschen Meistertitel, ihre Siege und guten Plätze bei nationalen und internationalen Regatten aufzuzählen, würde den Rahmen dieses Berichts sprengen. Doch die Namen der ASK-Männer in den olympischen Bootsklassen seien genannt, alle haben sie internationales Format: Da sind die drei „Finn"-Segler Jürgen Mier, Peter Ulbrich und Hans Christian Schröder, die beiden letzteren noch Nachwuchs, jung, mit Zukunft. Die „FD"-Besatzungen des ASK Rostock sind Saß/Gedde, Hüttner/Pechthold, Froese/Mayer und Rutz/Fechner. In den beiden „Star"-Booten segeln Reschwamm/Niklas und Bogomil/Springsklee und schließlich die beiden „Drachen" Dally/Scharf/Krakowczyk und Saß/Voß/Koop. Vor vier Jahren startete Eberhard Reschwamm zusammen mit Dieter Gedde im Flying Dutchman bei den Olympischen Spielen und belegte dabei den 13. Platz. Auch in diesem Jahr zählt er neben seinen Klubkameraden Bogomil/Springsklee, diesmal in der Starboot-Klasse, wieder zu den aussichtsreichsten Kandidaten für einen Start bei der Olympischen Regatta vor Acapulco in Mexiko. Das höchste Ziel jedes Sportlers, Teilnahme an Olympischen Spielen, für Jürgen Mier ist es bereits Gewißheit. Mit seinen beständigen großartigen Leistungen hat er sich verdient diesen Olympiastart ersegelt. Seine Bilanz der letzten Jahre ist eindrucksvoll. An der Spitze steht sein Gewinn des Gold-Cups 1965, inoffizieller Finn-Dingi-Weltmeister wurde er dadurch. Im Vorjahr holte er sich die Europameisterschafts-Bronzemedaille und ersegelte beim Vorolympiastart vor Acapulco den 6. Platz. Die diesjährigen Siege bei den internationalen französischen und holländischen Meisterschaften zählen ebenfalls zu dieser, bei weitem nicht vollständigen Bilanz. –

Einmal so wie Jürgen Mier zu werden, das ist der Traum der kleinen ASK-„Optimisten", obwohl im Moment keine Zeit zum Träumen ist. Wenn sie ihr Talent beweisen wollen, müssen sie sich konzentrieren, müssen sie gute Plätze belegen. Wolfgang Gantzen und Harry Klawonn ganz besonders, wollen sie doch zeigen, daß sie ihre Nominierung für die II. Kinder- und Jugend-Spartakiade zu Recht erhalten haben (in Berlin bewiesen sie es dann sehr eindrucksvoll: Wolfgang wurde Spartakiadesieger, Harry eroberte die Bronzemedaille!).

Und heute ist es ganz besonders schwer. So sehr glücklich wie vor dem Start werden sie über das Wetter wohl nicht mehr sein. Der Wind hat nachgelassen, dafür haben die schwarzen Wolken gehalten, was sie „versprochen" haben. Der Regen ist so dicht, daß wir die kleinen Boote in zwanzig Meter Entfernung nicht mehr sehen können. Als sich einige Tropfen sogar in den Prismensucher der Kamera festsetzen und das Fotografieren unmöglich machen, geben wir auf und nehmen Kurs Hafen. Die bereits völlig durchnäßten Jungen aber ziehen weiter ihre Bahn, sie bleiben auf ihrem Kurs, der sie vielleicht auch einmal nach Olympia führen wird. „Mast- und Schotbruch!" wünschen wir dazu.

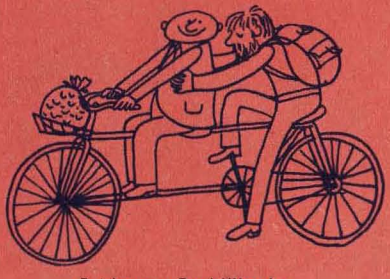
Aus ihren Augen lacht die Freude.
Auf ihren Lippen blüht die Lust,
Und unterm Amazonenkleide
Hebt Mut und Stolz und Drang die Brust.

Doch unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verrät ein Seitenblick beim Siegen
Den schönen Wunsch, besiegt zu sein.

Jakob Michael Reinhold Lenz

Bonn – Bonn's

„Tünnes, Mitglieder des SPD-Vorstandes Freiburg erklärten ihren Rücktritt. Sie sind der Ansicht, in der Großen Koalition sitze nur die CDU am Lenker!" – „Stimmt! Und die SPD strampelt!"



Zeichnung: Paul Klimpke

●

„Du, der ‚Stern' meint, Strauß würde als Bundeskanzler keine Diktatur im Stile Adolf Hitlers errichten, weil er immer einen zweiten brauche, mit dem er die Finger kreuzen kann zum Fingerhakeln." – „Also ein Fingerhakenkreuzler."

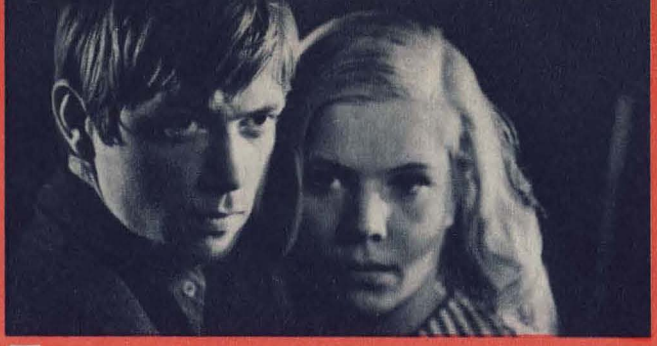
●

„Mensch, jetzt spielt schon eine Kapelle des Westberliner Zolls zu Revanchistentreffen." – „Da siehst du, wie weit der Senat schon den Revanchisten hilft." – „Wieweit, Tünnes?" – „Na, Zoll für Zoll!"

●

„Du, ein Seuchenspezialist aus Fort Detrick schreibt: ‚Biologische Kriegführung ist nichts weiter als umgekehrte Volksgesundheitspflege'." – „Nach dieser Definition kannst du auch herausfinden, wer in den USA ein Mörder ist." – „Wer Tünnes?" – „Ein umgekehrter Präsident!"

H. Lauckner



(DEFA)

Abschied

1914. Hysterischer Siegestaumel in Deutschland: Lüttich ist gefallen. Da stellt sich ein Münchner Bürgerssohn vor seinen Vater, den chauvinistischen Oberstaatsanwalt, und sagt sachlich: „Ich mache euren Krieg nicht mit." Hans Gastl hat Abschied genommen von seiner Familie, seiner Erziehung, seiner Klasse. Den Weg zum Abschied, das Anderswerden dieses Jünglings beschreibt Johannes R. Becher in seinem autobiographischen Roman, den Egon Günther verfilmte. In kunstvollen Bildmontagen werden die für den Reifeprozeß entscheidenden Stationen im Leben Hans Gastls (Jan Spitzer) geschildert: Die Erziehung durch den tyrannischen Vater (Rolf Ludwig) und die verständnislose Liebe von Mutter und Großmutter (Katharina Lind, Mathilde Danegger); der Aufenthalt in der Erziehungsanstalt; die konfliktreichen Freundschaften mit ungleichen Freunden (Klaus Hecke und Jürgen Heinrich); die erste Liebe des Heranwachsenden zu dem Mädchen Fanny (Heidemarie Wenzel), sein anarchistischer Protest gegen die bürgerliche Welt im Kreis neuer Freunde (Annekathrin Bürger, Manfred Krug, Rolf Römer) die dann doch begeistert die kaiserliche Uniform anziehen ... Indem sich Hans Gastl für die Suche nach einem sinnvollen Leben entscheidet, beweist er die Möglichkeit jedes Menschen, sich als Mensch zu bewähren.

Erika Kähler

Anno Tobak

Der „Geistertorpedo"

Die Idee, Torpedos über Funk fernzusteuern, entstand in Auswertung von geglückten Versuchen mit funkferngesteuerten Motorbooten um die Jahrhundertwende. Ihr taktischer Einsatz bot sich im Küstenvorfeld geradezu an, um gegnerische Schiffe durch Schüsse mit sicher steuerbaren Torpedos am Eindringen in die eigenen Hoheitsgewässer zu hindern. Allerdings wurde hier eine wenig sinnvolle Umsetzung der Bootsfernsteuerung auf die Torpedos vorgenommen, die zumindest dieser Art von Lenktorpedos das Todesurteil gleich bei der Geburt sprach. Der Torpedo bestand aus dem Gefechtskopf mit Sprengstoff und Zündmechanismus 1, dem Preßluftbehälter 2, der Maschinenabteilung 3, den Steuermechanismen, Schrauben und Rudern. Der oben halflossenartig zulaufende Preßluftbehälter schnitt mit der Wasseroberfläche ab. Er trug die Masten mit der Dreifach-T-Antenne und den Signal- und Steuerlichtern. Dieser ganze Mast- und Antennenaufbau ragte aus dem Wasser heraus. Die Fernsteuerung erfolgte über Langwellensignale auf Festfrequenzen, von denen 90 Prozent Torn- und nur 10 Prozent Steuerkanäle waren. Von einer erhöht an Land stehenden Löschfunkenstation ausgesandt, kamen die Steuersignale über die

VEB Fachbuchverlag Leipzig, 1967, 848 Seiten 24,– M

Geschichte der Technik

Waffen von „Anno Tobak", wie die Lotbüchse aus dem 14. und die Kanone „Einhorn" aus dem 18. Jahrhundert, gehören ebenso zum Inhalt dieses für den technisch interessierten Leser empfehlenswerten Buches wie Morses Telegrafenapparat von 1837 und die zwölfstellige Rechenmaschine aus dem Jahre 1792, oder wie die Prinziperläuterung einer ferngelenkten Rakete und das Flugschema des ersten sowjetischen kosmischen Körpers.

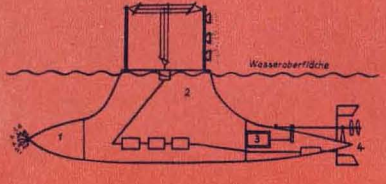
Natürlich ist es nicht möglich, auf knapp 850 Seiten die jahrhundertealte Geschichte der Technik ausführlich zu beschreiben. Immerhin ist es den Autoren aber gelungen, ein Werk zu veröffentlichen, das kurzgefaßt die Entwicklung der Technik entsprechend der Perioden der Menschheitsgeschichte auf marxistischer Grundlage beschreibt.

Das Literatur- und Quellenverzeichnis im Anhang ist dazu angetan, den Wissensdurstigen auf weitere Quellen zu verweisen, um tiefer in die vielen Spezialgebiete einzudringen.

Erhöht wird der Gebrauchswert durch eine 25 Seiten umfassende Zeittafel sowie durch ein Namens- und ein Sachwortverzeichnis. Bemerkenswert ist, daß der Militärtechnik in jeder Periode ein eigenes Kapitel eingeräumt wurde, worin jeweils auf die neuesten Waffen, den Produktionsumfang neuer Geräte und auf die Einsatzerfahrungen eingegangen wird. Während Panzer dem Kapitel über Kraftfahrzeugtechnik angegliedert wurden, finden wir für die Luftfahrt und die Strahltriebwerke eigene Abschnitte. Gesondert werden auch die Raketen behandelt. Neben den rein militärischen Problemen fanden selbstverständlich alle anderen Gebiete der Technik Aufnahme.

Im gleichen Verlag erschien der *„Leitfaden der Physik"* (Preis 13,50 M), ein Fachbuch, das mit vielen Lehrbeispielen und Übungen mit den dazugehörigen Lösungen ein wertvoller Helfer in der Erwachsenenbildung ist. *W. K.*

Antenne auf den Empfänger. Von dort gelangten sie über einen Signalwandler auf den Steuersignalgeber. Je nach Art des in einer Programmschaltung festgelegten Signals gab der Steuersignalgeber die umgewandelten Funksignale an die Maschine oder das Steuergerät. So konnten Maschinenmanöver und Steuermanöver ausgeführt werden. Im Prinzip unterscheidet sich diese Art der Signalsteuerung nicht von der heutigen.



Die Unbrauchbarkeit der hier gezeigten Konstruktion beruhte in folgendem: Die Antennenanlage machte den gedeckten und damit den überraschenden Angriff unmöglich, da sie den Torpedo auf große Entfernung demaskierte. Dem angegriffenen Gegner blieb sowohl Zeit für Ausweichmanöver (die Steuerung nach den Steuerlichtern war naturgemäß ungenau) als auch den Einsatz von Waffen. Wenn der Torpedo nicht vernichtet wurde, so genügte bereits eine Beschädigung der Antenne, um ihn unbrauchbar zu machen. Das war der hauptsächlichste taktische Mangel. Die technischen Mängel bestanden in der Anfälligkeit der Geräte, einer geringen Frequenzstabilität, einer unzulässigen Signalverzögerung u. a.

K. K.

IRONTAIL

OBERFELDWEBEL DIETER HOFFMANN

Geboren: 27. 8. 1942. Klub: ASK Vorwärts Potsdam. Beruf: Maschinenbauer, Sportlehrer. Größte sportliche Erfolge: Olympiateilnehmer 1964 (12. Platz), EM-Teilnehmer 1966 (8. Platz). Erster Europäer über 20 m.

Als Dieter Hoffmann Anfang Juli in Potsdam die Kugel auf 20,08 m wuchtete, brach er einen Bann. Seit Jahren nahmen Europas Kugelstoßer vergeblich Anlauf auf die 20-Meter-Marke. Für viele kam es überraschend, daß Dieter Hoffmann der erste war. Die Internationale Presse bezeichnete ihn gar als einen Neuling. Das aber traf nun wahrhaftig nicht zu. Vor elf Jahren sprang der damalige Fußballer bei einem Berufsschulsportfest 6,67 m weit und stieß die 5-kg-Kugel 15,40 m. So begann seine Laufbahn als Leichtathlet. Übungsleiter Dieter Schulz gab ihm bei Lok Gera das Rüstzeug für seine Entwicklung bei den „schweren" Männern mit, die dann beim ASK in Potsdam unter Trainer Lothar Hillebrands Anleitung schnelle Fortschritte machte. Doch ab 1964 hemmten immer wieder Verletzungen seine Entwicklung. 1967 verlor er seinen DDR-Rekord an Dieter Prokkius. Sicher glaubten nur wenige, daß er ihn sich schon ein Jahr später mit einer so überzeugenden Leistung – er steigerte sich gegenüber 1967 um 1,20 m – wiederholen würde. Dieter war selbst vom ersten 20-m-Stoß überrascht. Zu diesem Zeitpunkt hatte er ihn noch nicht erwartet. Er bezeichnete die Leistungssteigerung aber als durchaus nicht so ungewöhnlich. Und wie Dieter meint, soll erst in Mexiko das letzte Wort gesprochen werden . . .

E. B.

Am Abend des vierten November 1917 fiel beim Entladen des Kuriergepäcks der sowjetischen Botschaft in Berlin auf der Verladerampe des Bahnhofs Friedrichstraße eine Kiste zu Boden, platzte auf und entleerte ihren Inhalt. Es kamen in rotes Papier gewickelte Stöße von Flugblättern, die in deutscher Sprache abgefaßt waren, zum Vorschein. Ernst Höffner stand gerade unter der Rampe und belud einen Wagen mit den Gepäckstücken. Er bückte sich, erkannte mit einem Blick, daß es deutsch abgefaßte Flugblätter waren, und er stopfte sich rasch eins in seine Tasche. Seit etwa einer halben Stunde hielten sich drei zivil gekleidete Herren in der Nähe auf und beobachteten das Entladen des Kuriergepäcks. Sie stürzten sich, als die Kiste platzte, sofort auf den herausquellenden Inhalt und stopften ihn in die Kiste zurück; einer von ihnen erklärte mit schnarrender Stimme die Kiste für beschlagnahmt. Höffner sah noch, wie

J. C. Schwarz

Das „Geheimnis" der Kiste

sie die Kiste auf einen etwas entfernter stehenden Wagen aufluden und eiligst davonfuhren. Seiner Frau, die in einem Lokal in der Friedrichstraße, in dem es immer hoch herging, bis spät in der Nacht Teller wusch, erzählte Höffner, als sie nach Hause kam, von dem Vorfall an der Verladerampe. Es war Anfang November, Heizmaterial gab es nicht. In alte Wintermäntel gehüllt saßen sie vor einer wässerigen, mit Sirup gesüßten Brühe, die „Gerstenkaffee" hieß, und umklammerten mit blauen Fingern die warme Tasse.

„Fallen bei euch öfter Kisten von der Verladerampe?" fragte die Frau und führte die Tasse zum Mund.

„Wann kam ich aus dem Lazarett? Vor zwei Jahren? In den zwei Jahren, seitdem ich an der Verladerampe stehe, ist das noch nicht vorgekommen."

„Hast *du* die Kiste fallen lassen?"

„Ich stand ja unten, als das passierte. Es war ein Neuer, der seit heute früh bei uns arbeitet. Gleich am ersten Tag so ein Pech zu haben! Der Chef hat ihn morgens gebracht. 'Ne gute Einführung ist das nicht. Noch dazu Kuriergepäck! Er kann Ärger bekommen."

„Sicher hat er schlecht gefrühstückt. Kein Wunder bei diesen Zeiten. Wie heißt denn der Mann?"

„Reinhold rufen wir ihn. Er stellte sich uns als Reinhold vor."

So bedauerten sie noch den Mann, als dem Genossen Höffner plötzlich etwas einfiel. Er stellte die Tasse hin und sah seine Frau an. „Schlecht gefrühstückt?" sagte er. „Reinhold ist ein dicker, kräftiger Mann. Deshalb brachte ihn der Chef wahrscheinlich zu uns. Kein Arbeiter sieht heutzutage so gut genährt aus wie Reinhold. Der spielt mit Kisten wie mit Bällen. Eigentlich gehört so ein gesunder Mann an die Front."

„Vielleicht hat er gute Beziehungen und ließ sich freistellen."

"Jetzt fällt mir noch was ein. Die Kiste war anders. Sie war nicht so wie andere Kisten."

„Wie war der Unterschied?"

„Die Kisten vom Kuriergepäck sind alle äußerst gut gearbeitet, sie haben feste Eisenbänder rings herum. Diese Kiste war aber aus dünnem Holz und nur genagelt, deshalb platzte sie sofort auf."

„Also: Ein kräftiger Mann läßt eine schwächliche Kiste fallen", summierte die Frau heiter. Plötzlich wurde Höffner ernst.

„Du, da stimmt was nicht. Es wird mir in diesem Augenblick erst klar. Die Männer, die das Zeug abschleppten, waren Bullen, sonst hätten sie ja nicht von Beschlagnahme reden können. In den zwei Jahren, in denen ich an der Verladerampe stehe, hatten wir noch nie den Besuch von Bullen. Es waren kräftige Männer wie Reinhold. Wenn Reinhold nun selbst ein Bulle ist und ihnen die Kiste zuwarf?"

„Du spinnst ja. Was soll das für einen Sinn haben?"

„Den Sinn weiß ich nicht. Ich geh jetzt rüber zum Genossen Redlich und erzähl ihm die Sache. Schließlich war es das Kuriergepäck unserer Freunde." ▶

Er stand auf und ging hinaus. Zwei Häuser weiter wohnte der Genosse Redlich, ein Leitungsmitglied der Spartakuszelle, zu der Höffner gehörte. Redlich las das Flugblatt, das Höffner mitgebracht hatte. „Arbeiter und Soldaten!" hieß es da. „Die Revolution steht vor der Tür. Jetzt oder nie müßt Ihr reinen Tisch machen. Stellt sie an die Wand, dann rettet Ihr das Land! Schlagt sie alle tot, sie bringen Euch nur Not! Gebt ihnen den Rest, der reaktionären Pest! Macht es so, wie es die Arbeiter und Bauern in Rußland gemacht haben. Etwas anderes gibt es nicht. Der Spartakusbund."

„Ein verrücktes Flugblatt", murmelte Redlich betroffen und legte es aus der Hand. „Ich kenne alle Flugblätter unserer Partei. Das hier kenne ich nicht. Wenn es wirklich vom Spartakus stammt, müßte man den dafür verantwortlichen Genossen mal etwas genauer unter die Lupe nehmen. Die ganze Geschichte schmeckt mir nicht. Der Genosse Hinze muß das sehen. Ich setze mich aufs Rad und fahre zu ihm hin. Ich kann mir nicht vorstellen, daß das unser Flugblatt sein soll."

Sie gingen auseinander, Höffner ging zu seiner Frau, Redlich radelte zur nächst höheren Parteiinstanz, das Flugblatt in der Tasche.

Früh am nächsten Morgen klopfte es bei Höffners an der Tür. Draußen standen Redlich, der Genosse Hinze und ein Matrose, den Höffner nicht kannte. Die vier Männer setzten sich in ihren Mänteln um den Küchentisch und schlürften den Gerstenkaffee, den Frau Höffner ihnen hinstellte.

„Zwei Dinge führen uns zu dir", begann Hinze und sah Höffner an. „Erstens danken wir dir für das Flugblatt und für dein schnelles Reagieren. Das Flugblatt ist eine Fälschung, wir haben es eindeutig festgestellt. Niemals wurde von uns ein derartiger Unsinn herausgegeben. Erinnerst du dich noch, wie die Kiste beschriftet war?"

„Sie war an die Sowjetbotschaft in Berlin adressiert. Die Beschriftung war wie die der anderen Kisten des Kuriergepäcks. Als Absender war ein Ministerium in Moskau angegeben. Auch die Aufschrift ‚Kurierpost' war deutlich zu lesen."

„Wie konntest du das lesen? Die Kiste platzte doch zu deinen Füßen auseinander."

„Trotzdem sah ich auf den einzelnen Brettern die Beschriftung."

„Es sollte also der Anschein erweckt werden, als ob uns Lenin diese Flugblätter geschickt hat. Lenin und dieser Unsinn! Das Flugblatt wurde weder in Moskau gedruckt noch in irgendeiner Spartakusdruckerei. Es stammt aus der Druckerei des Polizeipräsidiums. Wir haben alles an den Genossen Liebknecht weitergeleitet. Wer ist dieser Reinhold? Würdest du ihn wiedererkennen?"

„Natürlich. Wenn ihr ihn haben wollt, dann kommt heute zur Verladerampe Bahnhof Friedrichstraße. Ich zeige ihn euch. Ihr könnt euch den Burschen ja mal vorknöpfen."

„Gut, wir kommen gegen zehn Uhr. Vielleicht weiß er etwas Genaueres über die Kiste. Dann die zweite Sache. Hier ist ein Genosse aus Kiel, der Genosse Mertens. Kannst du ihn für ein paar Tage aufnehmen? Er schläft auch auf der Erde, wenn ihr kein Bett für ihn habt. Er hat wichtige Nachrichten aus Kiel mitgebracht."

„Ein altes Sofa haben wir noch, und was wir essen, kann er auch haben. Heute gibt es französisch zubereitete Kohlrübenspeise mit prima Mehleinlage, die Wasserleitung liefert die pikante Sauce dazu."

Sie lachten. Als die Genossen um zehn Uhr zum Bahnhof Friedrichstraße kamen, erfuhren sie, daß Reinhold nicht mehr arbeitete, angeblich war er wegen seines Mißgeschicks entlassen worden. Das war aber wahnscheinlich nur das Aushängeschild für sein kurzes Gastspiel.

Illustrationen: Karl Fischer

Abends beim Kohlrüben-Eintopf erzählte Mertens aus Kiel.

„Wir gehörten zum III. Geschwader. Wir kamen gerade aus Wilhelmshaven, wo die gesamte Hochseeflotte lag. Von Wilhelmshaven aus sollten wir den englischen Blockadering zu durchbrechen versuchen, eine aussichtslose Sache. Die Engländer hätten uns alle auf den Meeresgrund geschickt, 80 000 Matrosen mit ihren Schiffen. Bis zum letzten Augenblick mühten sich die Offiziere ab, das Wahnsinnsunternehmen geheim zu halten, sie erzählten uns etwas von Flottenmanövern. Als der Ausfahrtbefehl kam, verweigerten wir den Gehorsam, die Heizer rissen das Feuer aus den Kesseln, auf der ‚Thüringen' und der ‚Helgoland'

wurden die roten Fahnen gehißt. Sie kamen mit Marine-Infanterie, Torpedo- und U-Booten, um den Aufstand zu unterdrücken. 1000 Matrosen wurden verhaftet, die einzelnen Verbände in ihre Häfen zurückgeschickt. Aus dem Massenselbstmord auf hoher See wurde nichts. Kaum war unser Geschwader in Kiel, da gingen wieder die Verhaftungen los. Truppen der Marinelanddivision, die gegen uns eingesetzt wurden, verweigerten den Gehorsam. Wir riefen in Kiel eine Massenkundgebung zusammen und zogen mit Rufen ‚Es lebe die Internationale' und ‚Weg mit dem Kaiser' durch die Straßen. Mit uns gingen Arbeiter und Soldaten, die mit uns solidarisch waren. Vor dem Café ‚Kaiser' empfing uns Maschinengewehrfeuer. Es gab ein Massaker. Acht Demonstranten wurden getötet, 29 schwer verletzt. Den Leutnant, der den Befehl zum Feuern gegeben hatte, schlugen wir nieder. Die Empörung riß alle mit, es gab kein Halten mehr. Wir besetzten alle wichtigen Gebäude der Stadt, entwaffneten die Polizei, die keinen Widerstand zu leisten wagte. Auf den Schiffen und überall in der Stadt gingen die roten Fahnen hoch. Einen Tag später war Kiel in den Händen der revolutionären Matrosen, Arbeiter und Soldaten. Die Revolution ist nicht mehr aufzuhalten, sie springt auf ganz Deutschland über. Den Herren von der provisorischen Regierung paßt das nicht, sie haben sich den Umsturz gemütlicher vorgestellt. Der sozialdemokratische Innenminister Scheidemann soll gesagt haben: ‚Der Bolschewismus ist heute die größere Gefahr als die Entente.'" ▶

„Wem untersteht eigentlich die Polizei?" fragte Höffner plötzlich.

„Scheidemann natürlich, wem denn sonst, dem Innenminister."

„Und die Bullen unterstehen also Scheidemann?"

„Klar."

„Mensch, Mertens, merkst du was? Die Kiste! Sie führen etwas im Schilde gegen die sowjetischen Genossen!"

„Das tun Scheidemanns Leute immer", murmelte Mertens nachdenklich. „Die Frage ist nur, was."

Am nächsten Morgen erfuhren sie es aus den Zeitungen. In großer Aufmachung wurde mitgeteilt, daß die provisorische Regierung die diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion abgebrochen habe. Noch heute, am 6. November, sollten der sowjetische Botschafter und die Mitarbeiter seiner Botschaft Berlin verlassen. Als Begründung wurde angegeben, es sei im Kuriergepäck der Botschaft eine Kiste mit Flugblättern gefunden worden, in denen zum Revolutionskampf und zum Meuchelmord aufgefordert wurde. Die Flugblätter seien in Moskau hergestellt worden und sollten durch den Spartakusbund in Deutschland verteilt werden.

„Eine Lüge", schrie Mertens und schlug auf das Zeitungspapier. „Sie wollen nur unsere unmittelbare Verbindung mit den Vertretern der Arbeiter-und-Bauern-Macht Rußlands zerreißen. Die Kiste! Man muß das schleunigst den Arbeitern mitteilen. Sie müssen erfahren, was hier gespielt wird."

Zu dritt zogen sie los, Höffner, Redlich und Mertens. Sie wollten sehen, was ‚Unter den Linden' los ist. Als sie sich dem Botschaftsgebäude näherten, sahen sie Leute am Eingang stehen, die nicht hineinkonnten. Das Botschaftsgebäude war gesperrt. Wie neulich an der Verladerampe hielten sich einige gut genährte Männer in der Nähe auf, man brauchte nicht viel Fantasie zu haben, um zu erkennen, daß sie Aufgaben hatten. Plötzlich erkannte Höffner in einem der Bullen Reinhold wieder.

Er hatte einen Einfall. Leise sagte er zu den andern Genossen: „Das ist er, der Reinhold vom Freitag, der die Kiste fallen ließ. Ich spreche ihn an." Er trat an den Bullen heran und sagte laut: „Mensch, Reinhold, guten Morgen, schon so früh unterwegs? Bist du auch mal spazieren gegangen, um zu sehen, was los ist in Berlin? Warum sieht man dich nicht mehr an der Verladerampe?"

Der Bulle sah betroffen seinen „Kollegen" an. Er beschloß sofort, seine Rolle weiter zu spielen.

„Ich hatte Pech, du weißt es doch. Sie haben mich hinausgeworfen. Ich bin jetzt bei der Straßenreinigung."

„Und reinigst du die Straßen gut?" fragte Höffner und lachte. Er winkte die andern beiden Genossen heran und stellte sie vor, er gab ihnen irgendwelche Namen, die ihm gerade einfielen.

„Das ist mein Bruder, und das ist mein Schwager. Wir wollten mal einen in der Jägerstraße zwitschern, kommst du mit? Wir laden dich ein. Hier gleich in der Jägerstraße, in der ‚Klause', arbeitete nämlich meine Frau, wir bekommen da, was andere heutzutage nicht mehr bekommen. Es ist kalt, man kann schon einen guten Tropfen vertragen. Komm, Reinhold, du wirst doch einem alten Frontsoldaten nicht die Bitte abschlagen. Mit der roten Bande hier", er stieß den Daumen rückwärts in Richtung auf das Botschaftshaus, „haben wir nichts zu schaffen; wir Frontsoldaten habe 'ne andere Ehre; Ehrenwort, wir müssen zusammenhalten."

Der Bulle ging mit. Es gefiel ihm, was Höffner über die Ehre gesagt hatte. Ehrenwort, das waren richtige deutsche Männer vom alten Schrot. Aber die „Klause" in der Jägerstraße war geschlossen, die Jalousien waren heruntergelassen. Warum sollten sie auch sonntagvormittags schon wieder öffnen, da sie doch sonnabends die Nacht hindurch bis zum Morgen offen hatten? Reinhold machte sich schon Vorwürfe, daß er daran nicht gedacht hatte, die „Klause" war ja ein Nachtlokal, da hörte er Höffner sagen:

„Die ‚Klause' ist nur zum Schein geschlossen, ich weiß das, meine Frau ist ja drin, Stammgäste gehen vormittags durch den Hintereingang."

Es sah böse aus für Reinhold, er hätte kein Geheimpolizist sein müssen, um nicht die Gefahr zu ahnen, aber er verließ sich auf den Revolver und seine besseren Schlägertalente.

„Gut", sagte er mit einem Seufzer, „gehen wir hinein. Aber bitte, ihr geht voran."

Sie gehorchten, zumal sie sahen, daß er die Hand in seine Manteltasche schob, wo sicher der Revolver lag. Der Korridor war nicht sehr lang, dann gab es eine Gabelung, die nach drei Richtungen ins Dunkle führte. Die drei Männer vor ihm liefen plötzlich davon, jeder in eine der Abzweigungen. „Halt", rief er und zog die Pistole, „stehen bleiben". Aber leider blieben sie nicht stehen, oder besser gesagt, wenn sie es taten, er sah es nicht, dazu war es zu dunkel. Es war erstaunlich, die drei Männer waren verschwunden, Mauervorsprünge hatten sie aufgenommen. Eine wahnsinnige Angst überkam ihn, und mit dieser Angst schoß er in alle drei Korridore hinein, ohne etwas zu sehen, er schoß blind drauf los, bis sein Magazin leer war.

Er wartete noch einen Augenblick und wollte gerade kehrt machen und wieder auf die Straße hinauslaufen, da rissen ihn Arbeiterfäuste zu Boden und prasselten auf ihn nieder, mit der bei Arbeitern in solchen Fällen üblichen Gründlichkeit. Sein letzter Gedanke, bevor er sich einer kleinen Ohnmacht hingab, war: Das mußte mir pasieren, ausgerechnet mir, ich bin für immer blamiert.

Nach einigen Stunden erwachte er, er fühlte

sich elend, der ganze Körper schmerzte. Traurig schlich er nach Hause, sein Stepphütchen hatte er im Dunkeln nicht wiederfinden können.

Schon wenige Tage später, am 9. November, während Reinhold das Bett hüten mußte, standen Höffner, Redlich und Mertens in einer jubelnden und begeisterten Menge im Berliner Lustgarten. Aus allen Stadtteilen waren Lastautos mit revolutionären Arbeitern gekommen, die rote Fahnen hielten und die Nachricht vom Sieg der Revolution mitbrachten. Als Karl Liebknecht vor dem Schloß Deutschland zur sozialistischen Republik erklärte, umarmten sich die Menschen, manche hatten Tränen in den Augen vor Freude darüber, daß die Welt nun besser werden sollte und das Joch der Offiziers- und Junkerherrschaft für immer abgeschüttelt war. „Der Tag der Revolution ist gekommen", rief Karl Liebknecht. „Wir haben den Frieden erzwungen. Der Friede ist in diesem Augenblick geschlossen. Das Alte ist nicht mehr. Die Herrschaft der Hohenzollern, die in diesem Schloß jahrhundertelang gewohnt haben, ist vorüber. Wir grüßen unsere sowjetischen Brüder, die vor vier Tagen schmählich davongejagt worden sind." Bei diesen Worten ergriff Redlich Höffners Hand und drückte sie. „Er weiß alles", flüsterte er Höffner zu. „Wir haben ihm alles berichtet."

Vor Erregung konnte Höffner nicht sprechen. Er erwiderte nur den Händedruck Redlichs. Später sagte er, das sei die glücklichste Stunde seines Lebens gewesen. Es war für viele Menschen damals die glücklichste Stunde ihres Lebens.

*

Keine acht Jahre vergingen, da fühlte sich einer der Männer, die das Volk verraten hatten, bemüßigt, seine Erinnerungen herauszugeben. Der erste Kanzler der provisorischen Regierung, Prinz Max von Baden, berichtet in seinem 1927 erschienenen Buch unter anderem: „... Am 4. November abends war die Kurierkiste auf dem Bahnhof Friedrichstraße planmäßig entzweigegangen. Solf berichtete am Morgen des 5., daß dabei aufrührerische Schriften denkbar kompromittierenden Inhalts ans Tageslicht gekommen waren: Aufrufe zu Revolutionskampf und Meuchelmord. Nunmehr hatten wir die gewünschte Handhabe gegen Joffe[1] und seinen Stab von geübten Revolutionstechnikern. Wir beschlossen, am Abend dieses Tages dem diplomatischen Vertreter Rußlands mitzuteilen, daß er am nächsten Morgen mit seinem gesamten Botschaftspersonal Berlin zu verlassen hätte. Bis dahin sollte die Botschaft unter polizeiliche Bewachung gestellt werden ..."

Um diese Zeit, 1927, war es den Politikern des Jahres 1918 bereits ein Bedürfnis geworden, sich der immer mächtiger werdenden Reaktion gegenüber als verdienstvolle Konterrevolutionäre auszuweisen. Man sorgte für die Veröffentlichung eines Protokolls der Sitzung der Staatssekretäre vom 28. Oktober 1918, auf der darüber gesprochen wurde, daß der Einfluß der russischen Botschaft auf den Gang der deutschen Revolution unterbrochen werden müßte. Scheidemann mußte in dieser Sitzung aber gestehen, daß es Beweismittel zu einem schärferen Ein-

greifen gegen die sowjetische Botschaft nicht gab. Wenn aber, so fuhr er fort, eine verdächtige Kurierkiste auf dem Transport zufällig entzweiginge, so lasse sich vielleicht die Abberufung des jetzigen Botschafters verlangen. Sowas komme auch sonst im internationalen Verkehr vor ...

[1] sowj. Diplomat, Gesandter in Berlin

Parteiloser KOMMUNIST

AR-Mitarbeiterin Constanze Pollatschek besuchte Dreharbeiten zum Fernsehfilm „Krupp und Krause“

Heute ist der glücklichste Tag in seinem Leben. Siebzehn ist der junge Bursche, der da mit seinem Mädchen eine Radtour macht. Die hochgewachsenen Buchen und Lärchen duften und rauschen. Sonne und Schatten verzaubern Gustes Gesicht – aus einem Arbeitermädchen wird die schönste Märchenfee. Fred berührt im Fahren Gustes Arm, ihre schlanke Taille. Da fährt das Mädchen schneller, lächelnd und verlegen zugleich. Die Arbeit, der Krieg, der die Welt erschüttert (es ist 1917), die Enge und der Ärger zu Haus sind weit fort – was will Fred mehr.

Pferdegetrappel klingt an sein Ohr. Die beiden Radfahrer treten beiseite und machen Platz für eine Reitgesellschaft, die den Weg entlang kommt. Und Fred erkennt den Reiter an der Spitze der Gruppe. Es ist sein Brotherr, Gustav Krupp. Fred starrt den Davonreitenden nach. Er beneidet die Herren in ihrer unbeschreiblich großartigen Villa Hügel. Sie sind es, die über sein Schicksal bestimmen, wie über das Leben von Tausenden anderen Krupp-Arbeitern. So sieht Fred Krause sein Dasein. Doch heute ist er so reich wie jene Milliardäre auf den rassigen Pferden. Heute schenkt er, der jämmerlich arme Arbeiterjunge, seinem Mädchen einen Pullover. Einen Pullover im vierten Kriegsjahr, da es nichts mehr ohne Bezugsschein gibt. Wie Fred es verlangt, schließt Guste die Augen, hebt die Hände und läßt sich das Prachtstück über den Kopf streifen.

Das ist gar nicht so einfach. Guste hat eine langhaarige Perücke überm Kurzhaarschopf, die darf nicht verwirrt werden. Fred übt, ihr den Pullover über den Kopf zu ziehen. Guste ist sehr geduldig. Natürlich muß sie geduldig sein mit dem jungen Fred. Der dreht ja erst seinen dritten Film; Guste hat schon reiche Kameraerfahrung und hilft ihrem jungen Kollegen gern. In Wirklichkeit heißt sie Angelica Domröse und er Jaecki Schwarz („Ich war 19“). Die Geschichte des jungen Fred Krause ist ein Teil eines fünfteiligen Fernsehfilms. Eigentlich wird die Rolle des Fred Krause von Günter Simon verkörpert; in den Kinder- und Jugendszenen jedoch spielen ein Junge und eben Jaecki Schwarz. Der Film heißt „Krupp und Krause“, den Gerhard Bengsch (angeregt durch einen gleichnamigen Roman von K. H. Helms)

Ein Pullover für sein Mädchen – das ist für den jungen Arbeiter Fred Krause (Jaecki Schwarz) mehr als ein millionenschweres Kollier, das sein Brotherr, Gustav Krupp, in jungen Jahren seiner Frau Berta um den Hals legte. In dieser Sekunde hält für Guste (Angelica Domröse) und Fred die Welt den Atem an – die Liebe ist da.

Drehpause für Guste. Angelica Domröse gefällt die Mütze ihres Partners. Und uns gefällt sie unter ihr.

Sogar hier, auf der romantischen Waldwiese, zeigen sich die Klassenunterschiede. Ein Fahrrad – das kann sich der Arbeiter Fred Krause gerade noch leisten. Edle Pferde sind das Vorrecht solcher Milliardäre wie Krupp.

Noch nie haben sie miteinander gesprochen: Gustav Krupp (Wilhelm Koch-Hooge) und Freds Onkel Jüll (Harry Hindemith), und doch sind sie Feinde. Todfeinde – Klassenfeinde. Gewiß: äußerlich ist Jüll Krupps Unternehmerwillkür ausgesetzt. Der wirft ihn auf die Straße, er und sein faschistischer Machtapparat schleppen ihn in Gestapokeller, morden ihn. Doch Fred, der sich schon als kleiner Junge wünschte: ‚Ich möchte nur einen Vater haben – Jüll!' führt das Vermächtnis des Toten fort, und zwanzig Jahre später hat Fred dem Gegner Krupp bewiesen, wem die Zukunft gehört: Im ehemaligen Magdeburger Krupp-Gruson-Werk sitzt keiner von der Dynastie der Krupps auf dem Direktorensessel. Dort sitzt Fred Krause, der Erbe des Kommunisten Jüll.

zum 50. Jahrestag der Novemberrevolution schrieb, den Horst E. Brandt und Heinz Thiel verfilmen.

Und heute also wird in Babelsberg und in Sanssouci auf sonnigen Parkwegen die Radpartie von Fred und Guste gefilmt. Angelica Domröse, seit sechs Jahren perfekt hinterm Lenkrad eines PKW, hat hier auf dem hohen Herrenrad im lockeren Sand Schwierigkeiten. Und dazu noch dieser Rock. „Was nützt mir da die Minimode", stöhnt die junge Schauspielerin, „wenn ich in dieser Rolle einen bodenlangen, schweren Rock tragen muß. Und diese Schnürstiefel – schrecklich."

Doch die Rolle der Guste ist interessant für sie: „Ich möchte nicht immer süße junge Mädchen spielen. Solch eine Arbeiterfrau, die Sorgen hat, ihre Miete zusammenzubekommen – das ist eine wichtige Ergänzung in meiner künstlerischen Entwicklung. Ich bin froh, daß ich keine auf der Seite der Krupps spiele; bei den Krauses findet man zwar weniger äußere Attraktivität, dafür aber reiche innere Werte."

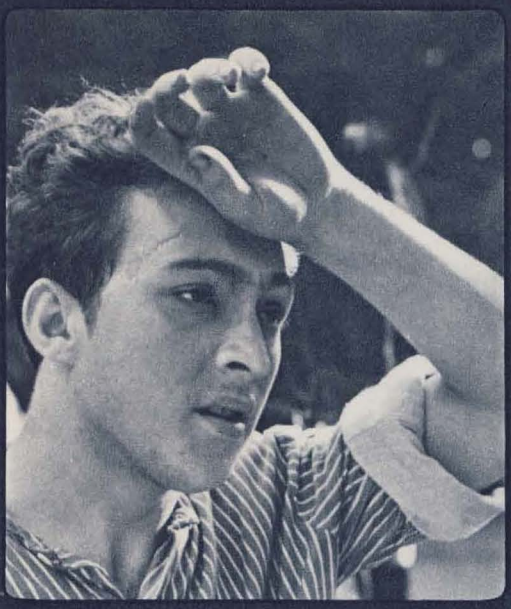
Der Pullover und die Partei

Im Augenblick jedoch geht es um einen Pullover, den Fred seiner Guste schenkt, und von inneren Werten kann da nicht viel die Rede sein. Fred, verliebt bis über beide Ohren, hat dieses gestreifte Prachtstück nämlich geklaut. Ja, gestohlen im Laden eines jüdischen Händlers; und dann beschuldigte er Else, das Lehrmädchen, das Geld unterschlagen zu haben. Freds Mutter bügelt diese böse Sache wieder aus.

Sechs Jahre später sitzt jene Else Kethmann unserem Fred Krause gegenüber und entscheidet mit über sein weiteres Schicksal. Auch Fipps Keuben, Gustes Bruder, gehört zu jenen, die 1923 darüber beraten, ob Fred Krause in ihre Parteizelle aufgenommen werden soll. Fred ist nun kein unbesonnener Bursche mehr; er hat sich seinen Entschluß – um Aufnahme in die Kommunistische Partei zu bitten – reiflich überlegt. Doch die Genossen zögern. Da ist Freds krupptreues Elternhaus. Sein Vater, der prügelt und denunziert, Fred zu Unterwürfigkeit erziehen wollte. Da gab es eigene falsche Entscheidungen in Freds bisherigem Leben. Entscheidendes Gewicht hat die Stimme von Fipps Keuben.

Einst war Fipps Freds Vorbild und Idol. Damals, als der siebzehnjährige Fred zum Arbeitersportverein kam, war Fipps nicht nur ein Sportler; er war vor allem ein Linker, ein Roter. Und er wollte auf gar keinen Fall in den Krieg ziehen, in dem die Krupps Europas die Arbeiter Europas gegeneinander jagten. Doch Kriegsdienstverweigerung ist Fahnenflucht; Fahnenflüchtige kommen vors Kriegsgericht. Das wußte Fipps, das wußte auch Fred. Und er kannte die Adresse, wo sich der fahnenflüchtige Fipps Keuben versteckt hielt.

Dann kam ein unglückseliger Tag, den Fred



Kann man ihn in die Partei aufnehmen? Anton Wrege (Rudolf Ulrich) und Else Kethmann (Jutta Wachowiak) entscheiden mit über Fred Krauses weiteren Lebensweg. Das ist 1923. Zehn Jahre später werden sie erfahren, daß Fred Krause ein wirklicher Kommunist ist, wenn auch ohne Mitgliedsbuch.

noch lange verfluchen sollte. Jene Radpartie war nicht ohne Folgen geblieben: Guste erwartete ein Kind. Fipps drängte auf Heirat zwischen seiner Schwester und Fred Krause. Doch Fred sagte nur: „*Sie* muß ‚ja' sagen" – er liebte das Mädchen. Die beiden aber sind erst 17 Jahre. Und es ist Krieg. Guste, die kluge, zärtliche, schöne Guste will das Kind nicht. Und dann kommt dieser entsetzliche Tag: Fred wird mit seinem Vater zur Polizeiwache geholt. Dort sitzt Guste wegen versuchter Abtreibung. Die Polizei aber interessiert sich weniger für Guste und deren ungesetzliche Absichten. Durch Guste und Fred – eingeschüchtert und bedroht – wollen sie das Versteck von Fipps erfahren. Guste schweigt. Fred aber würgt die Angst, Angst vor dem Gefängnis, mit dem man ihm droht. Und so fällt er auf den verlogenen Vorschlag seines Vaters herein, Fipps telegrafisch zu warnen. Die Polizei kommt so an die Adresse des Fahnenflüchtigen, Fipps wird verhaftet, und auch Guste kommt ins Gefängnis.

So wurde Fred Krauses Sohn hinter Gittern geboren, während er seinem Schwur, nicht in den Krieg zu gehen, untreu wurde. Er lag in den Schützengräben des ersten Weltkrieges. Der Krupp-Arbeiter bediente eine Krupp-Kanone, schoß auf seine Klassenbrüder in Paris.

Fred Krause hatte seine Lehren gezogen, als er 1923 glaubte, begriffen zu haben, daß sein Weg nicht der seines Vaters sein konnte. Er wollte mitkämpfen in den Reihen der Kommunisten. Umso enttäuschter war er über das Mißtrauen der Genossen, die ihn nicht in ihre Zelle aufnahmen.

Und wie wird der parteilose Fred Krause weiterleben? Wie wird er sich in seinem weiteren Leben entscheiden? Für die Genossen oder gegen sie? Für oder gegen Krupp?

Fred – ein Spitzel?

Schon zwei Jahre später steht Fred vor einer solchen Entscheidung. Die Firma Krupp liefert in dieser Zeit Maschinen in die Sowjetunion. Doch bestimmte Spezialwerkzeuge, die zur Wartung der Maschinen vonnöten sind, liegen nicht in den Kisten. Das heißt, sie liegen doch darin, aber nicht offiziell. Die kommunistischen Krupp-Arbeiter, darunter auch Freds Onkel Jüll und Fipps Keuben, schmuggelten Geräte aus ihren eigenen Arbeitskisten in den Transport via Moskau. Proletarischer Internationalismus im ganz Kleinen. Aber Freds Vater, Fritz Krause, krupptreu bis in die Knochen, Meister und Spitzel dazu, ist hinter diese Aktion der Kommunisten gekommen. Gemeinsam mit Kirchhoff, seinem Schwiegersohn in spe, plant er eine Werkzeugkontrolle. Was sollen die Genossen tun? Unter ihren Werkzeugen fehlen wertvolle Geräte. Was für sie Solidarität ist, ist für Krupp Diebstahl – ihr Arbeitsplatz ist in Gefahr. Ein Genosse faßt Vertrauen zu dem Parteilosen Fred – und der hilft.

Dann aber wird eine Transportkiste geöffnet

„Von wem, für wen?" fragt gefährlich leise Gestapomann Griesich (Jürgen Hentsch) und hält einen gefälschten Paß in der Hand. Fred Krause (Günter Simon) schweigt. Er wird seine Klassengenossen nicht verraten.

und darin ein hineingeschmuggeltes Werkzeug gefunden. Drei Genossen, darunter Freds Onkel Jüll und Fipps Keuben, werden entlassen. Jetzt wird Fred, der Mitwisser, verdächtigt. Hat Fred Fipps zum zweiten Mal verraten? Doch die Genossen erfahren es von Fritz Krause und Kirchhoff selbst, wer die Denunzianten waren und daß Fred unschuldig ist.

An diesem Abend findet Fred endlich die Kraft, sich von seiner reaktionären Familie zu trennen, fortzugehen aus einem Haus, in dem alles, aber auch alles, vom Dachziegel bis zum Gewissen der Bewohner, Gustav Krupp gehört.

Parteiloser Kommunist

Wann beweist es sich, ob einer Kommunist ist? Wenn er das Mitgliedsbuch der Partei in die Jacke steckt? Auch 1934 ist Fred noch immer parteilos. Doch nicht unparteiisch. Er beweist es. In Magdeburg, wo er seit Jahren im Krupp-Gruson-Werk arbeitet, gewährt er einem verfolgten Essener Genossen Unterschlupf.

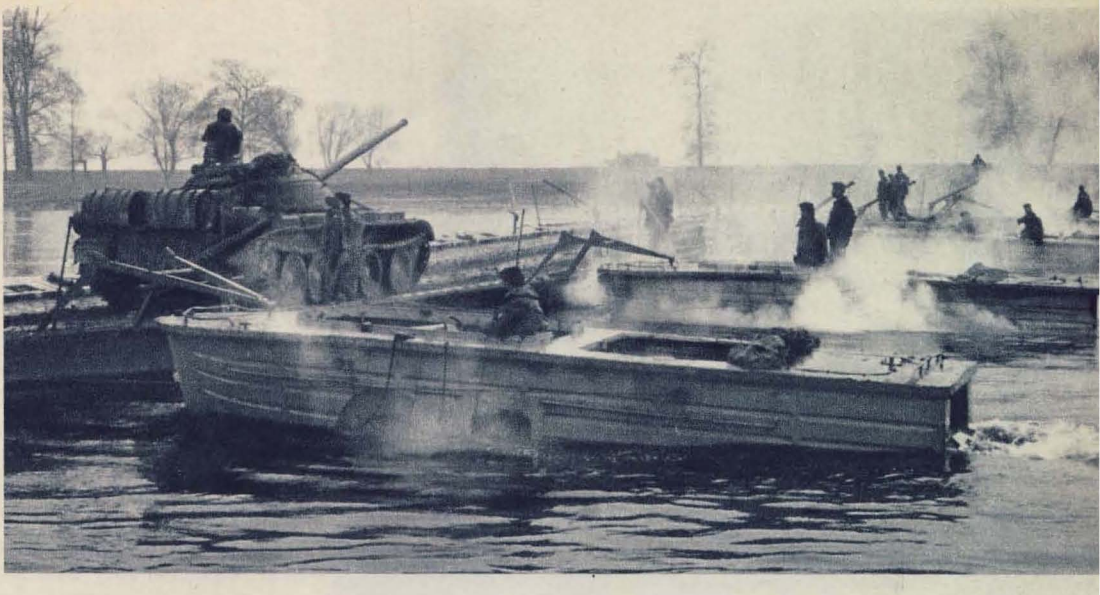
Eines Tages fährt er nach Essen zurück. Doch was erwartet ihn im Haus seiner Jugendjahre? Da ist der Vater, ehemals deutschnational, jetzt Betriebszellenleiter der NSDAP. Da ist Freds Bruder Gustav, Nazi-Altstoffhändler und Duzfreund des Essener Gestapo-Chefs. Kirchhoff, Freds Schwager, ist hoher SS-Offizier. Nur einen aufrechten Mann gibt es noch in Freds Familie, und der, Onkel Jüll, sitzt in den Kellern der Gestapo. Die Verwandten mit den feinen Beziehungen wollen ihm nicht helfen. Fred, zielbewußt und furchtlos, versucht, Jüll herauszubekommen.

Da kommt Else Kethmann zu ihm, jene Else, die dabei war, als Fred nicht in die Partei aufgenommen wurde. Heute, da das Leben von Genossen auf dem Spiel steht, überwindet sie alle Vorbehalte. Sie kommt zu Fred und übergibt ihm einen gefälschten Paß für den gejagten Genosen in Magdeburg. Sie ist selbst auf der Flucht und weiß keine andere Möglichkeit, den Paß an den richtigen Mann zu bringen. Und Fred enttäuscht die Jugendfreundin, die Genossin nicht. Er übernimmt den Paß, um ihn sicher zu transportieren.

Sein Weg endet im Essener Gestapokeller. Hier wird er seinem Onkel, den er herausholen wollte, gegenüber gestellt, einem zerschlagegenen, gealterten Jüll, den Sekunden später die Gestapomörder erschießen.

Nun wird sich zeigen, ob Fred, der Parteilose, ein Kommunist ist, ob er die Genossen verrät oder schweigt. Die Gestapo versteht es zu foltern: Stundenlang muß Fred auf der scharfen Kante eines Eisenkastens knien. Er wird schwach, kalter Schweiß bricht aus seinen Poren, doch die Namen der Genossen kommen nicht von seinen Lippen. Und hier, in einem Keller, in dem niemand sein Stöhnen hören kann, in dem niemand sieht, wie er unter dem grellen Scheinwerfer, der auf ihn gerichtet ist, leidet, hier beweist es sich, daß Fred gelernt hat, standhaft zu sein. Standhaft gegenüber der Gestapo und der SS, gegenüber Hitler und Krupp. Lang ist Freds Leidensweg durch faschistische Konzentrationslager. Doch alles Schwere vermag er zu tragen. Er weiß, daß er nicht allein ist.

Der große Film „Krupp und Krause" erzählt Freds Leben bis in die heutige Zeit. Ein dramatisches Denkmal für die alten Genossen, die unser Leben, unseren Staat erkämpften, entsteht. Ein Denkmal ganz unheroischer Art, dessen Held ein schlichter Mensch ist, ein Mann, der Irrwege ging, der schließlich seine Lage erkannte und das Seine tat, die Welt zu verändern.



Kaum haben die Bugsierboote die Brücke eingeschwommen, donnern schon die Panzer in zügiger Fahrt darüber hinweg.

Major Volker Latuske

Die schnelle BRÜCKE

Der PMP kann, als Brücke verwendet, Lasten bis zu 60 t aufnehmen. In Übersetzfähren zerlegt, steigert sich die Tragfähigkeit bis zu 80 t.

Vor mehreren Jahren noch zeichneten sich die Pontoniere hauptsächlich durch ihre physische Kraft aus, die sie bei ihrer schweren Arbeit aufwenden mußten. Kraft und Fleiß allein genügen heute nicht mehr. Der Pontonier muß darüber hinaus jetzt mehr und mehr technisches Wissen und Können hinzugeben, um die modernen technischen Mittel so effektiv wie nur möglich einsetzen zu können.

Der schwere Pontonbrückenpark PMP ist ein überzeugendes Beispiel für moderne Pioniertechnik. Dieser Park ist

Aus einer in der Längsachse geteilten 60-t-Brücke entstehen in kurzer Zeit zwei 20-t-Brücken bzw. eine doppelt lange 20-t-Brücke.

Während am Ufer noch Pontons zu Wasser gebracht werden, schwimmen die ersten schon zur Brücke ein.

Das Ponton-Uferteil stellt im Wasser die Verbindung zwischen den zur Brücke gekoppelten Floßteilen und dem Ufer über Rampen her.

unter Berücksichtigung der neuesten wissenschaftlich-technischen Erkenntnisse auf diesem Gebiet konstruiert worden. In seinen Details entspricht er in jeder Hinsicht den Forderungen nach Robustheit und Einfachheit, nach geringem Gewicht und Umfang, nach hoch entwickelter Einsatztechnologie und einfacher Bedienung. Mit seiner vielartigen Verwendbarkeit bei größtmöglicher Tragfähigkeit und Brükkenlänge verfügen damit die Pioniertruppen der NVA über einen dem neuesten Stand entsprechenden Pontonbrükkenpark.

Worin bestehen seine besonderen Vorteile? Der PMP ist mit seinen modernen Konstruktionselementen bei geringem Aufwand an Kräften und Mitteln einfach einzusetzen und zu bedienen. Dabei ist er von speziellen, nicht direkt zum Park gehörenden Hebe- und Transportgeräten (z. B. Kranwagen) unabhängig. Als 20-t-Brücke ist der Park, mit Wellenbrechern versehen, noch bei einer Stromgeschwindigkeit bis zu 2,5 m/s einsetzbar.

Eine aus dem PMP gebaute 60-t-Brücke ist in ihrer Länge teilbar, wodurch zwei 20-t-Brücken entstehen.

Der PMP ist, als Brücke eingesetzt, zum Übersetzen von Lasten mit einer Masse bis zu 50 % der Tragfähigkeit der Brücke zweispurig befahrbar. Die Fahrbahn wird von einem schweren Deck gebildet, das einen Brückenbelag erübrigt.

Zum Brückenpark gehören Fluß- und Uferpontons mit je zwei Mittel- und zwei Außenteilen. Die Uferpontons können als Bug- oder Heckteile für Fähren verwendet werden. Sie stellen an der Brücke über Auffahrtrampen die Verbindung zum Land her.

Diese und andere Vorteile finden ihre Krönung in der Tatsache, daß gegenüber dem vorher in der NVA eingesetzten Pontonbrückenpark TPP weitaus geringere Bauzeiten benötigt werden, daß nur ein Drittel der vorher erforderlichen Pontoniere den Park bedienen und daß mit diesem Park 200 m Strombreite von

Läßt sich ein Uferteil nicht einsetzen, tritt die Spurbahnbrücke TMM an seine Stelle.

nur einer Pontonkompanie überbrückt werden können.

Ähnliche Vorteile bietet der PMP bezüglich der für seinen Transport notwendigen Technik. Während früher ein LKW nur ein Pontonteil (Außen- oder Mittelteil, auch Kaffe genannt), mit den dazugehörenden Trägern, Bohlen, Bolzen und sonstigen „Zutaten" aufnehmen konnte, transportiert ein Ponton-Kfz. des Parks PMP je zwei Außen- und zwei Mittelteile; also vier Pontonteile. Dieser Vorteil wurde dadurch erreicht, daß die Pontons (bestehend aus zwei Außen- und zwei Mittelteilen) zusammengeklappt auf der Seite liegend transportiert werden und die einstmals erforderlichen „Zutaten" überflüssig geworden sind. So entstand hier bei geringem Aufwand eine größere Tragfähigkeit und Brükkenlänge.

Durch die hochentwickelte Einsatztechnologie können beim Park PMP drei Pontoniere einen Ganzponton in kurzer Zeit als Brückenteil vorbereiten, während dazu beim TPP eine ganze Gruppe über längere Zeit arbeiten mußte. Dieser Vorteil erklärt sich daraus, daß das Spezial-Kfz. den Ponton ohne zeitaufwendige Vorbereitungen, rückwärts an das Wasserhindernis fahrend und kurz bremsend, ins Wasser wirft und der Ponton sich dort durch die Wirkung der in seinem Innern eingebauten Torsionsstäbe selbsttätig öffnet, d. h. auseinanderklappt.
Die Pontoniere müssen die vier Teile nur noch fest miteinander verriegeln. Danach werden die Pontons miteinander verbunden (gekoppelt), um dann als ganze Brücke von Bugsierbooten in die Brückenlinie eingeschwommen zu werden.

Ein Ponton-Flußteil gleitet vom Kfz. ins Wasser. Sobald es auf der Wasseroberfläche schwimmt, entfaltet es sich durch Kraft seiner Torsionsstäbe.

ORWO
Film

ORWO-Filme verdienen Ihr Vertrauen, weil sie zuverlässig sind. Ein wohlabgewogenes Sortiment von ORWOCOLOR- und ORWO-Schwarzweiß-Filmen gibt Ihnen stets die gewünschte „fotografische" Sicherheit.

VEB FILMFABRIK WOLFEN · Deutsche Demokratische Republik

Kleine Geschichten um GROSSE GESCHICHTE

Von Hauptmann Gerhard Berchert

Den an den gemeinsamen Maßnahmen der verbündeten Armeen beteiligten Angehörigen der Nationalen Volksarmee war von der ersten Stunde an klar, daß sie – wo sie auch immer eingesetzt wurden – mitgeholfen haben, ein Kapitel Weltgeschichte zu schreiben. Doch über die historische Bedeutung der Ereignisse seit dem 21. August ist bereits viel gesagt und geschrieben worden. Hier sei die Rede von einigen der vielen kleinen Begebenheiten „am Rande", die in dieser oder jener Weise den Charakter unserer sozialistischen Armee widerspiegeln.

Unter Einsatz des Lebens

Es war auf dem Marsch. Der Truppenteil Möckel strebte dem befohlenen Raum zu. Es brummten die Panzermotoren, und die Gleisketten rasselten. Plötzlich ein wildes Aufheulen. Bestürzt wandte sich Unterfeldwebel Hartmut Floßmann um. Kein Zweifel: Bei einem

der Panzer seines Zuges war der Motor übertourt, durchgegangen, ließ sich nicht mehr regulieren. Dem Unterfeldwebel lief ein kalter Schauer über den Rücken. Ihm war klar, was folgen müßte. Der Motor würde unweigerlich auseinanderfliegen – mit der Wirkung einer Sprenggranate. Es sei denn, die Treibstoffleitung zur Einspritzpumpe würde noch rechtzeitig unterbrochen. Aber, ob die Besatzung das in der kurzen Zeit, die noch verblieb, fertigbringen würde? Die Genossen waren noch jung und unerfahren.

Sekunden später stand Hartmut Floßmann neben dem gefährdeten Fahrzeug, sprang auf, stürzte sich hinein. Weitere Sekunden vergingen wie Ewigkeiten. Dann war es geschafft! Der Motor stand.

Langsam ging Unterfeldwebel Floßmann wieder zu seinem Panzer. Sein Gesicht entspannte sich, wurde froh. Alles war gut gegangen, großer Schaden vermieden worden.

Alarm bei den Musen

Das Telegramm, sofort nach „X-Dorf" zu kommen, um vor Soldaten des Truppenteils Maschke aufzutreten, erreichte die Genossen vom Doppelquartett des „Erich-Weinert-Ensembles" an ihrem ersten Urlaubstag. Doch Urlaub hin, Urlaub her. Sie begriffen sofort, wie wichtig ihr Erscheinen vor der Truppe gerade in diesem Augenblick war. Und so machte sich jeder von ihnen – wie er ging und stand – unverzüglich auf den Weg zum einige hundert Kilometer entfernten Treffpunkt.

An dem befohlenen Sammelpunkt staunte man nicht schlecht, als das Doppelquartett solcherart „solistenweise" eintrudelte: per „Trabant" (mit Panne), per Bahn, per Anhalter. Einige Genossen hatten keine Zeit mehr gefunden, die Uniform einzupacken. Sie wurden schnell „eingekleidet". So mußte nun zwar ein Stabsfeldwebel als Oberfeldwebel auftreten und ein weiterer Genosse, für den sich weder passende Halbschuhe noch Stiefel fanden, in braunen Schuhen – doch sie waren da und hatten trotz der widrigen Begleitumstände einen solch großen Koffer voll guter Laune mitgebracht, daß ihre künstlerischen Darbietungen ganze Beifallsstürme entfachten. Ja, man kann sogar behaupten, daß sie den schon oft zitierten „meßbaren Zuwachs" an Kampfkraft und Kampfentschlossenheit geradezu sichtbar werden ließen.

Doch vielleicht noch stärker als das ausgezeichnete Programm wirkte das anschließende – zunächst gar nicht eingeplante – persönliche Gespräch. Die Angehörigen des Truppenteils umlagerten die Genossen vom EWE, bestürmten sie mit Fragen. Und die erzählten – unermüdlich: unter anderem von ihren Erlebnissen während der Weltfestspiele in Sofia, vom kompromißlosen und entschiedenen Auftreten unserer Delegation gegenüber westdeutschen Provokateuren. Zustimmung wurde laut, Zwischenrufe ertönten: „Gut habt ihr es ihnen gegeben! Den Burschen muß man eine verpassen, wo immer sie sich auch nur mausig machen. Wir zeigen ihnen jetzt, was eine Harke ist!"

Stolz auf unsere sozialistische Deutsche Demokratische Republik war auf den Gesichtern zu lesen und die Bereitschaft, für diese Republik, für den Sozialismus an jedem beliebigen Ort das Letzte zu geben – ohne zu zögern, wie es auch die Kämpfer der Kultur gerade demonstriert hatten.

Der Hochzeiter

Es muß ihn zunächst hart getroffen haben, den Unteroffizier Backofen: Vier Tage erst war er verheiratet, als er zur Truppe zurück mußte. Die koordinierten Maßnahmen der verbündeten Armeen zur Zerschlagung der Konterrevolution in der ČSSR begannen.

Ade, du schöner Traum von Urlaub und Flitterwochen! Schwer war der Fall aus dem weichen, warmen Brautbett auf den kalten, harten Waldboden des Feldlagers.

Nach besten Kräften mühten sich die Genossen, dem jungen Ehemann sein schweres Los zu erleichtern. Sie brachten ihm ein Ständchen dar und überreichten ihm als Hochzeitsgeschenk Bettwäsche – für 140,– Mark, die sie gesammelt hatten. Als sie ihm aber darüber hinaus auch noch allzu kräftig Trost zusprachen, wehrte der Unteroffizier ab: „Aber Genossen, was haltet ihr denn von mir. Ich bin doch nicht nur Ehemann, sondern jetzt vor allem Soldat und Parteimitglied! Mir ist genauso klar wie euch, daß es nicht anders geht, und daß ich vorläufig nicht nach Hause kann. Das wird auch meine Frau verstehen –

sie hat mich bis jetzt immer verstanden, wenn ich ihr hin und wieder Notwendigkeiten des Dienstes klarmachen mußte."

Das Waffenbrüderbild

Aufregung herrschte in der Kompanie Mellmann. Sowjetische Waffenbrüder wurden erwartet. Ja, wenn man in der Kaserne wäre! Da würde man schon etwas hinzaubern. Aber so, mitten im Unterholz?

Na, das half nun mal nichts – es wurde „der Wald gefegt", Kaffee und Kuchen besorgt, ein lauschiges Plätzchen hergerichtet. Blieb nur noch das Freundschaftsgeschenk. Doch auch das wurde gefunden. Wozu hatte man schließlich den Soldaten Kretschmer, den „Hofkünstler" der Einheit?

„Kretschmer soll ein duftes Bild malen – es sind ja noch drei Stunden Zeit!" meinte einer. Die anderen stimmten zu.

Nun hatte ja Soldat Kretschmer – wie jeder von seiner Kunst besessene Maler – Pinsel und Farben stets bei sich. Doch für Leinwand und Staffelei ist auf einem Gefechtsfahrzeug kaum Platz. Kretschmer blickte besorgt drein. Dann kam ihm eine Idee, und er rannte zum Kommandeur. Mit einer schönen grünen Scheibe fürs Gefechtschießen kam er wieder, brachte sie ins rechte Maß und begann zu pinseln, daß die Haare flogen. Andere Genossen besorgten derweilen Birkenrinde für einen Bilderrahmen.

Als die Freunde kamen, war das Bild tatsächlich fertig; ein fünfzackiger Stern mit den Gesichtern eines sowjetischen und eines deutschen Soldaten. Bewegt bedankte sich der sowjetische Delegationsleiter: „Dieses Geschenk ist uns wertvoller als das kostbarste Gemälde eines alten Meisters; denn es bringt zum Ausdruck, was wir denken, was wir füreinander empfinden und wofür wir gemeinsam kämpfen und siegen!"

Klarer Fall

Wacker schlugen sich – wie auch die jungen Soldaten in anderen Truppenteilen und anderer Waffengattungen – die mot. Schützen des ersten Diensthalbjahres im Truppenteil Sander. Das war für sie nicht immer einfach. Die feldmäßigen Bedingungen waren ihnen bis zu gewissem Grade noch ungewohnt. Zudem wurden bestimmte Ausbildungsthemen vorgezogen, die normalerweise erst später an der Reihe gewesen wären.

Doch die Genossen bewiesen, zu welchen Leistungen sozialistische Klassenkämpfer fähig sind, die einen Befehl als politischen Auftrag betrachten: Sie erfüllten – ebenso wie die schon länger dienenden Soldaten – alle Ausbildungsaufgaben mit guten Ergebnissen. Weiteren Auftrieb gab ihnen auch eine Begegnung mit sowjetischen Waffenbrüdern. Es beeindruckte sie sehr, als einige der sowjetischen Genossen erklärten: „Eigentlich haben wir unsere Dienstzeit ja schon seit Mai 'rum. Aber das macht nichts. Wir hätten zu Hause sowieso keine Ruhe, solange wir nicht wissen, daß die Konterrevolution zerschla-

gen und der Frieden gesichert ist!"
Höhepunkt war jedoch ein Gespräch des Ministers für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, mit den Soldaten des ersten Diensthalbjahres des Truppenteils.
Voll Eifer berichteten die Genossen von ihren guten Ergebnissen in der Gefechtsausbildung sowie von ihrer Entschlossenheit, für unser sozialistisches Vaterland jeden Befehl bedingungslos zu erfüllen.
„Und wann waren Sie das letzte Mal in Urlaub?" fragte plötzlich der Minister unvermittelt. „Noch nie, Genosse Minister", antwortete einer der Soldaten, „wir sind ja erst im Mai eingestellt worden."
„Aber Sie verstehen, daß Sie jetzt nicht fahren können – auch wenn Sie gern möchten?" Darauf erklärte der Soldat Dix: „Daß ein Soldat gern in Urlaub fährt, das ist klar, Genosse Minister. Aber erst heißt es, unseren Kampfauftrag zu erfüllen, mit Bewußtsein, Verstand und Bravour – das ist genauso klar!"

Das Lob des Kommandeurs

Viele „amtliche" Briefe fanden und finden den Weg aus Einheiten und Truppenteilen in Städte und Dörfer unserer Republik.
Einer von ihnen, der hier für alle stehen soll, ging an die BGL des VEB Schamotte- und Klinkerwerke Rietschen und war vom Leitungskollektiv der Einheit Kuhnert unterzeichnet. Darin hieß es unter anderem: „Der Soldat Peter Gessert zeigt ständig, daß er in der Lage und bereit ist, alle gestellten Aufgaben zum Schutze unseres sozialistischen Vaterlandes zu erfüllen . . .
Wir sprechen allen Arbeitskollegen, die den Genossen Gessert so gut auf den Ehrendienst vorbereitet haben, den Dank aus. Sie können als Betrieb stolz sein auf den Genossen Gessert!"
Arbeiter kennen ihren Platz im Klassenkampf.

GEBURTSTAGS-STÄNDCHEN

Mit dem Kanon „Heut zu deinem Geburtstagsfeste . . ." weckte der Singeklub der Batterie Hansen den Batteriechef. Natürlich wurde nicht nur er wach, aber es war ohnehin Zeit zum „Nachtruhe beenden!" Fragte wehmütig ein Kanonier: „Warum hat der UvD statt der Trillerpfeife nicht eine Spieldose?"

DER SECHSTE BERUF

Während der Reparatur ihres Panzers stellte die Besatzung unter dem Kommandanten Ihlenfeldt mit Erstaunen fest, daß ein mot. Schütze einer in unmittelbarer Nähe liegenden Einheit zunächst interessiert zuschaute, dann selbst mit geübten Händen zugriff und somit die Reparaturzeit verkürzen half. Nach der Probefahrt fragte der Kommandant den Helfer nach seinem Beruf. Die Antwort verblüffte alle: „Von Beruf bin ich Elektriker, Maschinist, Autoschlosser und Feinmechaniker. Zuletzt arbeitete ich als Raupenschlepperfahrer in einer LPG. Jetzt bin ich Reservist."

ÜBERSOLL-STÄRKE

Ein Gefechtsfahrzeug führte die Kompanie Dettmar über das Soll hinaus mit ins Gefecht – das Modell eines „Roten Kampfwagens", das als Siegersymbol im Wettbewerb jeweils dem besten Wachzug verliehen wurde und für alle sichtbar am Waldrand stand „Unsere Soldaten haben sich vorgenommen, so zu handeln und zu kämpfen wie die ehemaligen Besatzungen der ‚Roten Kampfwagen'", sagte der Kompaniechef.

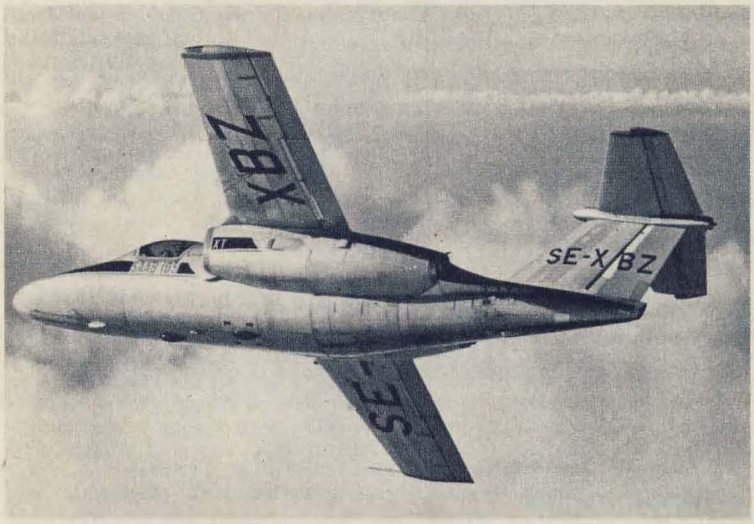
VERTRAUENS-SACHE

In diesen Tagen beweist sich einmal mehr die politisch-moralische Einheit von Volk und Armee. Das spürten besonders die Familienangehörigen der Genossen der Einheit Kreisel, die von den Kollegen des VEB Uhrenkombinat Ruhla, Werk Glashütte, zu einem Wochenendausflug eingeladen waren. Den Frauen und Kindern der zur Zeit im Einsatz stehenden Armeeangehörigen war dieses Wochenende mehr als nur eine fröhliche Busfahrt. In der Versicherung des Betriebes, den Familien der Genossen jede Unterstützung zukommen zu lassen, steht die Verbundenheit, das unerschütterliche Miteinander von Klassenbrüdern.

NICHT AUFGESCHOBEN

Heiraten wollte Soldat Henniger (Truppenteil Sander) wenige Tage zuvor. Alles war vorbereitet. Doch dann mußten die Vorgesetzten den Urlaub ablehnen. Unverzüglich benachrichtigten sie die Braut und die Verwandten des Genossen Henniger. Er, so schrieben sie, steht auch für den Schutz der Familie, die er gründen will. Die Hochzeit mußte der Soldat Henniger aufschieben. Nicht aufschieben wollte er jedoch einen zweiten bedeutsamen Schritt in seinem Leben: Er bat um Aufnahme in die SED.

Überschall-Trainer aus der Mikojan-Reihe, deren Jagdflugzeuge mit ihren hohen taktischen und Flugeigenschaften den US-Piraten in Vietnam schwer zu schaffen machen.

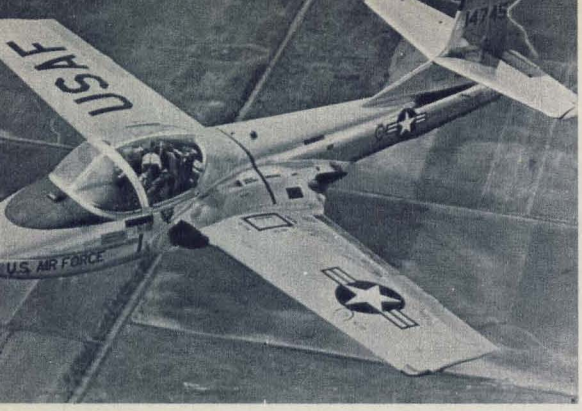


Das Mehrzweckflugzeug SAAB 105, Schweden, wird ebenfalls als militärisches Schulflugzeug eingesetzt. Zwei Triebwerke von je 743 kp Schubleistung ermöglichen eine Geschwindigkeit von 770 km/h. Die Pilotensitze sind nebeneinander angeordnet.

Der am meisten im sozialistischen Lager verbreitete Strahltrainer für Anfängerschulung ist die L-29 „Delfin", die den modernsten Anforderungen entspricht.

STRAHLTRAINER

Hauptmann W. Kopenhagen



1 000 Trainerflugzeuge des Typs CESSNA T-37 mit nebeneinanderliegenden Sitzen sind in der amerikanischen Luftwaffe eingesetzt. Die wichtigsten taktisch-technischen Daten dieses Flugzeuges lauten: Leermasse 1 757 kg; Abflugmasse 2 907 kg; Spannweite 10,29 m; Länge 8,29 m; Höhe 2,69 m; Höchstgeschwindigkeit 685 km/h; max. Steigleistung 16,8 m/s; praktische Gipfelhöhe 11 800 m; max. Reichweite 1 500 km.

„Früher flog der schon, der auf einem sogenannten Flugapparat einen Sprung von mehreren Metern machte ... Für den Flieger aber war die Sache damals minder gefährlich als heute ... Die Flugmotoren hatten früher 20 bis 30 Pferdestärken. Heute werden 100- und mehr pferdekräftige Motoren eingebaut. Im Anfang hatte man nur einsitzige Apparate. Es war also ganz ausgeschlossen, daß der Lehrer den Schüler bei seinen ersten selbständigen Ausflügen begleiten konnte. Heute ist das Gegenteil der Fall."

Sicher lächelt der Leser über dieses Zitat, dem er bestimmt das Alter gleich anmerkt, entstammt es doch einem Lehrbuch für Flugschüler aus dem Jahre 1913. Es zeigt, daß man sich bereits damals Gedanken darüber machte, wie man Flugzeugführer zweckmäßig ausbildet, aber auch, welche Fortschritte die Fliegerei in den dazwischenliegenden 55 Jahren erzielt hat. Sicher ist es verständlich, daß das Zeitalter der schall- und überschallschnellen Strahlflugzeuge hier weit größere Probleme aufwirft.

Die Flugzeugführer, die die ersten Strahlflugzeuge flogen, waren meist erfahrene „alte Hasen" und gut ausgebildet. Als es aber darum ging, ganze Staffeln und Geschwader mit dieser neuen Flugzeuggeneration auszurüsten, trat die Forderung nach speziellen Schulflugzeugen auf. Dieser Forderung trugen die Konstrukteure auch Rechnung. Wir wissen z. B., daß bereits von den sowjetischen Strahlflugzeugen MiG-9 und La-15 der Jahre 1946 und 1947 Trainerversionen existierten. Diese Methode, aus bewährten Kampfflugzeugen doppelsitzige Schulflugzeuge abzuleiten, wurde in der Sowjetunion auch weiterhin konsequent beibehalten.

Auch in anderen Ländern wurden Schulversionen aus Kampfflugzeugen abgeleitet. Bevor die Flugschüler aber damit die ersten Flüge absolvierten, erhielten sie ihre Anfangsausbildung auf relativ langsamen Kolbenschulflugzeugen und konnten erst nach ein bis zwei Jahren auf die technisch wesentlich anders gearteten Strahlflugzeuge umsteigen, die sich schon in der Ausrüstung und Instrumentierung von den Anfängermustern unterschieden. Das brachte es mit sich, daß der Flugschüler seine bereits in Fleisch und Blut übergegangenen Gewohnheiten auf dem neuen Typ nicht mehr verwenden konnte. Er mußte also wieder neu beginnen. Weit schwieriger als das ist aber noch, daß die Sichtverhältnisse in der Kabine völlig anders sind, und der Flugschüler sich diesen Bedingungen ebenfalls erst anpassen muß. Auch sind Strahlflugzeuge während des Startens, im Fluge und besonders auch beim Landeanflug weitaus schneller, ihre Steuertechnik stellt weit höhere Anforderungen an den jungen Flugzeugführer als es bei Kolbenflugzeugen der Fall ist.

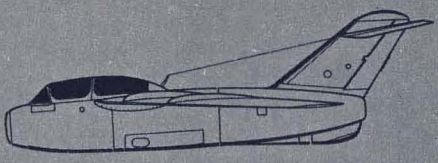
Die Strahltrainer wurden zunächst vorwiegend dazu benutzt, den Flugzeugführern den Übergang auf das einsitzige Kampfflugzeug zu erleichtern, neue Elemente in der fliegerischen Ausbildung zu erlernen oder sie in der Steuertechnik zu überprüfen.

Zu Beginn der fünfziger Jahre war die Zeit reif, um spezielle Strahltrainer zu schaffen, auf denen sofort mit der Anfängerschulung begonnen werden konnte. Damit wurde viel Zeit eingespart und gleichzeitig die Umschulung auf Kampfflugzeuge vereinfacht.

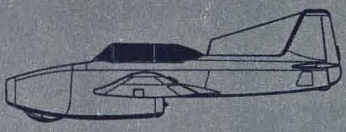
Wie aber soll ein solches Flugzeug beschaffen sein? Das Strahlflugzeug für die Anfängerschulung muß leicht zu fliegen, sehr flugsicher und einfach zu warten sein. Es muß sich für den Kunst-, Schlechtwetter- und Navigationsflug eignen, recht harte Landungen vertragen, aber auch so ausgerüstet sein, um damit Aufklärungs-, Foto-MG-, Bombenwurf- sowie Erd- und Luftzielschießflüge üben zu können. Das ist aber noch nicht alles, was man von einem Strahltrainer erwartet. Nach Möglichkeit soll er nicht ins Trudeln geraten und sich überhaupt lammfromm zu den oft recht unsanften Steuerbewegungen verhalten. Nicht unwesentlich ist natürlich auch die wirtschaftliche Seite, d. h. der geringe Treibstoffverbrauch.

Wie wurden nun diese zahlreichen, hier noch längst nicht in vollem Umfange genannten Forderungen durch die Konstrukteure erfüllt? Die Luftstreitkräfte der meisten sozialistischen Staaten nutzen heute das Trainingsflugzeug L-29 „Delfin" aus der CSSR. Als junge Konstruktion ist dieser Typ der doch schon älteren MiG-15 UTI natürlich überlegen. Eine Strahlturbine M-701 mit einem maximalen Schub von 890 kp gestattet dem Flugzeug eine Höchstgeschwindigkeit von 615 km/h. Vergleicht man damit das Triebwerk RD-45 der MiG-15 UTI, das 2 700 kp Schub erzeugt und dem Flugzeug eine Höchstgeschwindigkeit von 1010 km/h verleiht, so ist daraus bereits einiges zu erkennen. Vergleichen wir noch die Steiggeschwindigkeiten (14 m/s zu 38,5 m/s) und Landegeschwindigkeiten (140 km/h zu 180 km/h), dann werden weitere bemerkenswerte Unterschiede deutlich.

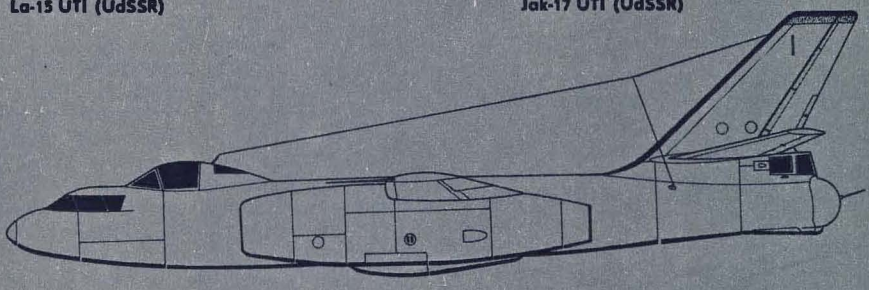
DIE STRAHLTRAINER SOZIALISTISCHER STAATEN



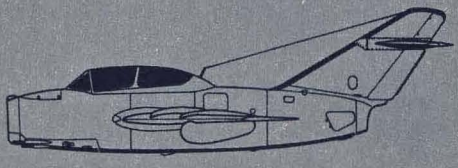
La-15 UTI (UdSSR)



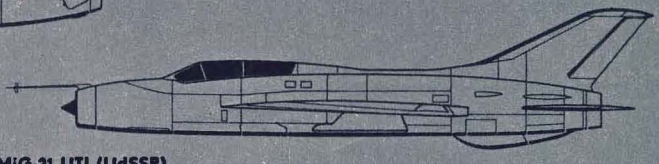
Jak-17 UTI (UdSSR)



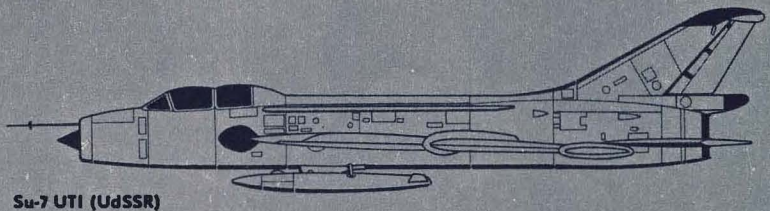
Il-28 U (UdSSR)



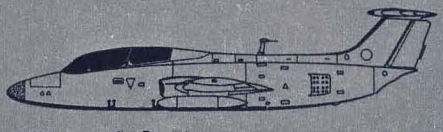
MiG 15 UTI (UdSSR)



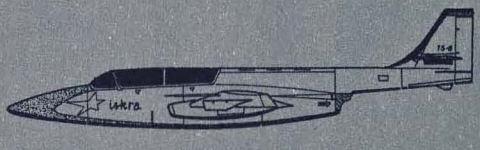
MiG-21 UTI (UdSSR)



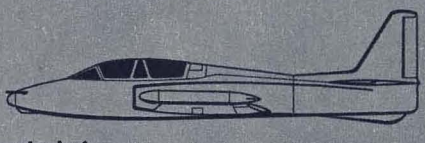
Su-7 UTI (UdSSR)



L-29 „Delfin" (ČSSR)



TS-11 „Iskra" (VR Polen)



Galeb (SFR Jugoslawien)

Während die L-29 mit 1400 l Kraftstoff etwa zwei Stunden und 30 Minuten in der Luft bleiben kann, verbraucht die MiG-15 UTI in etwa zwei Stunden rund 1650 Liter. Hieraus ist der große Fortschritt der letzten Jahre klar ersichtlich, der auf diesem Gebiet des Flugzeugbaues erzielt wurde. Die brave MiG half zwar ganze Generationen von Flugzeugführern auszubilden, mußte aber im Zuge der Entwicklung einem geeigneteren und wirtschaftlicheren Schulflugzeug Platz machen.

Der Strahltrainer TS-11 „Iskra" der Volksrepublik Polen (1960) und die „Galeb" Jugoslawiens (1962) weisen ähnliche Leistungen wie die L-29 auf. Schon rein äußerlich zeigt die Mehrzahl der modernen Strahltrainer für die Anfängerausbildung die gleichen Merkmale: Die Tragflügel dieser meist als Mittel- oder Tiefdecker gebauten Flugzeuge sind ungepfeilt, als Antrieb dient eine Strahlturbine mit einer Leistung zwischen 800 und 1300 kp Schub (zum Teil aber auch zwei Turbinen, so bei der britischen „Jet Provost"), das robuste Bugradfahrwerk ist einziehbar und das Leitwerk einfach gehalten. Unterschiedlich sind natürlich Rumpfform, Lufteinläufe und Aufhängepunkte für Zusatzbehälter, Bomben und Raketen.

In den Schulflugzeugen der sozialistischen Staaten liegen die Schleudersitze des Flugschülers und des Fluglehrers in der hermetisierbaren Kabine hintereinander. Das bedingt, daß der Instrukteur den Flugschüler nicht so gut beobachten und korrigieren kann wie in der nebeneinanderliegenden Sitzanordnung. Besonders vorteilhaft ist dabei aber, daß der Schüler eher das Gefühl erhält, völlig selbständig zu fliegen. Heute, nachdem sich der Strahltrainer als neue Flugzeuggattung durchgesetzt hat und kaum noch in einem Land Flugzeugführer von Strahlflugzeugen mit Kolbenmaschinen zu fliegen beginnen, wirft der Übergang auf Überschallflugzeuge besondere Probleme auf. Versuche in mehreren Ländern haben gezeigt, daß es möglich ist, sofort nach Abschluß der Grundausbildung vom Strahltrainer auf das Überschallflugzeug „umzusteigen". Zur Festigung der Steuertechnik, für Überprüfungsflüge mit dem Instrukteur und für andere Übungsflüge dient der Überschalltrainer, den es auch in den Luftstreitkräften der DDR gibt. Es ist übrigens der gleiche Typ, mit dem unsere vietnamesischen Genossen in kürzester Zeit für ihren Einsatz auf der MiG-21 ausgebildet wurden. Das trug wesentlich dazu bei, daß nicht nur die Flak- und Fla-Raketen-Einheiten der DRV, sondern auch immer besser ausgebildete Jagdflieger den US-Luftgangstern entgegentreten.

NBI

veröffentlicht ab September 1968 (ab Nr. 37) in mehr als 50 Folgen den „NBI – Atlas – DDR"

NBI-Einzelpreis 0,50 Mark
NBI-Monatsabonnement 2,15 Mark

Atlas

Farbkarten, Dokumentensammlungen, Grafiken und Statistiken bieten ein umfassendes Sammelwerk von über 200 Seiten

DDR

– heute und morgen, dargestellt in Querschnittskarten aus den Bereichen Politik, Wirtschaft und Kultur

VEB Eisenhüttenkombinat Ost –
Werk der Zukunft!
Eisenhüttenstadt –
Stadt der Jugend!

Die Republik schaut auf unser Kombinat, auf unsere junge Stadt.

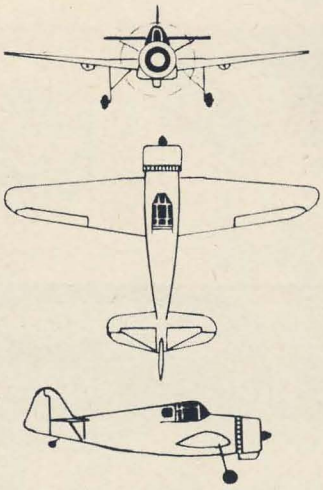
Am 28. Juni erfolgte die Inbetriebnahme des modernsten Kaltwalzwerkes der DDR unter Produktionsbedingungen. Der Bau des Kaltwalzwerkes ist Ausdruck der zielstrebigen Fortsetzung der deutsch-sowjetischen Freundschaft.
Unser Kaltwalzwerk entspricht dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik. Die hier kaltgewalzten Bänder und Feinbleche werden in der gesamten metallverarbeitenden Industrie der DDR, u. a. auch für Haushaltgeräte und PKWs weiterverarbeitet.

EKO –
ein junges Werk –
ein Werk der Jugend,
für die Jugend!

VEB EISENHÜTTENKOMBINAT OST

VEB EISENHÜTTENKOMBINAT OST
122 Eisenhüttenstadt, Werkstraße 1

Jagdflugzeug Koolhoven FK 58 (1938) (Holland)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	11,0 m
Länge	8,7 m
Höhe	3,0 m
Flugmasse	2 550 kg
Höchstgeschwindigkeit	490 km/h
Gipfelhöhe	10 200 m
Reichweite	870 km
Triebwerk	1 Sternmotor Hispano, 1 080 PS
Bewaffnung	2 MG im Rumpf; 2 MG im Flügel
Besatzung	1 Mann

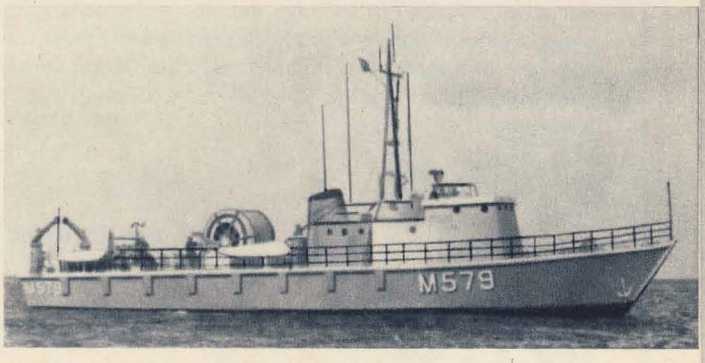
Das Flugzeug war mit seiner großen Gipfelhöhe als Abfangjäger der Luftverteidigung Hollands vorgesehen, kam jedoch wie fast alle holländischen Kriegsflugzeuge nicht zum Einsatz, da sie bei den hinterhältigen Angriffen von der faschistischen deutschen Luftwaffe schon am Boden zerstört wurden.

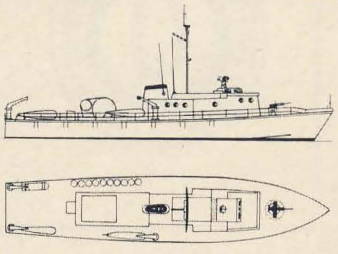
Kleiner Minensucher Typ „Asvig" (Dänemark)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typ	180 ts
– maximal	250 ts
Länge	34,4 m
Breite	6,8 m
Tiefgang	1,9 m
Höchstgeschwindigkeit	14 kn
Antriebsanlage	2 Dieselmot. insgesamt 520 PS
Bewaffnung	20- od. 40-mm-Flak; Räumgeräte
Besatzung	23 Mann

Die kleinen Minensucher dieses Typs sind dänischer Konstruktion. Sie wurden 1960/61 in Dienst gestellt und lösten die alten Schiffe (70 ts) des Typs „Askö" ab. Wegen ihrer geringen Geschwindigkeit können sie nur bedingt im Geleitdienst eingesetzt werden.



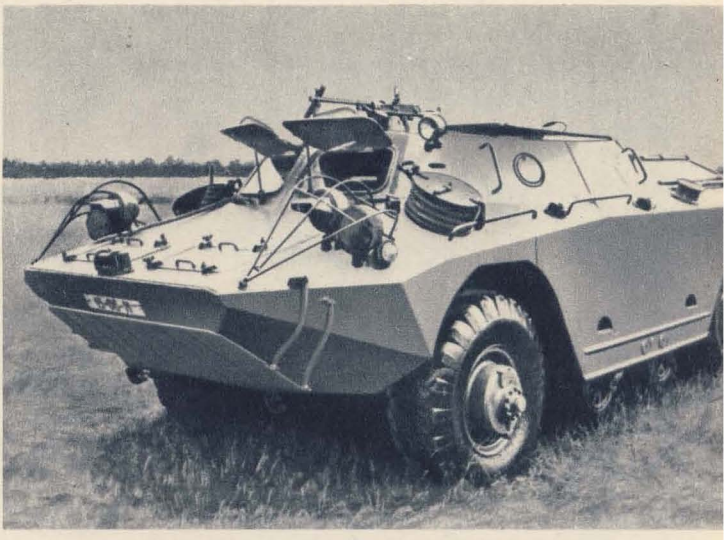


SPW OT-65 (VR Ungarn)

Taktisch-technische Daten:

Masse	~ 5,1 t
Länge	~ 5 700 mm
Breite	~ 2 250 mm
Höhe	~ 1 900 mm
Bodenfreiheit	250 mm
Höchstgeschwindigkeit	
– Straße	87 km/h
– Wasser	9 km/h
Steigfähigkeit	62 %
Watfähigkeit	schwimmfähig
Motor	Csepel D 414.44 – 4-Zyl.-4-Takt-Diesel; 100 PS
Besatzung	3 Mann + Schützen

Der OT-65 ist eine ungarische Konstruktion, die dem sowjetischen SPW 40 P ähnelt. Das allseitig leicht gepanzerte Fahrzeug wird als Kommandeurs-, Nachrichten- und Aufklärungs-SPW eingesetzt. Zwei absenkbare Stützräder zwischen den Achsen erhöhen die Geländegängigkeit bzw. Uberschreitfähigkeit.

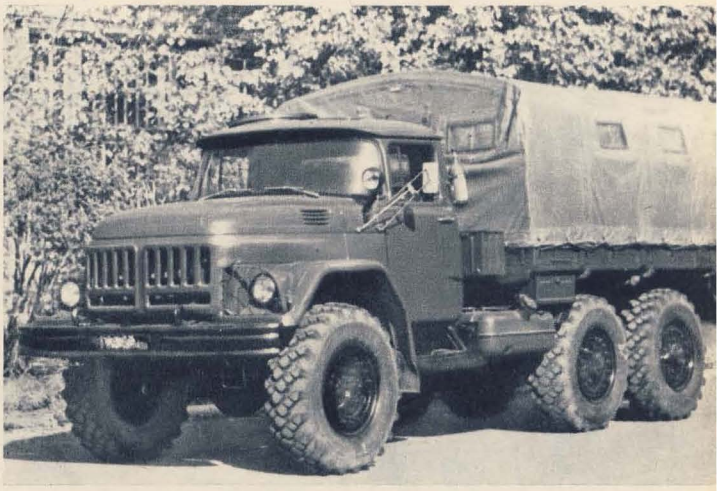


LKW ZIL-131 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	6 700 kg (mit Seilwinde)
Länge	7 040 mm (mit Seilwinde)
Breite	2 500 mm
Höhe	2 480 mm
Fahrbereich	850 km
Bodenfreiheit	330 mm
Steigfähigkeit	48 %
Watfähigkeit	1 400 mm
Höchstgeschwindigkeit	80 km/h
Motor	8-Zyl.-4-Takt-Otto, 150 PS
Ladefläche	8,35 m²

Dieser neue LKW aus den Moskauer Lichatschow-Werken ist der Nachfolger des ZL-157 K. Äußerlich weisen beide Typen nur geringe Unterschiede auf, die Parameter des „131" liegen aber weit höher. Er kann eingesetzt werden bei Außentemperaturen zwischen – 40° bis + 50° C.



Soldaten schreiben für Soldaten

Schreck im Morgengrauen

Ein bestimmter Anlaß hatte uns – eine Abordnung von vier FDJ-lern – zu unserer Patenschule in die Kleinstadt P. geführt. Wie das so ist – es wurde sehr spät. In der Dienststelle erwartete man uns ohnehin erst im Laufe des kommenden Vormittag, und so beschlossen wir, mit dem ersten Zug im Morgengrauen zurückzufahren. Aber jetzt, um ein Uhr früh, war der Wartesaal geschlossen. Wohin? Wo noch ein, zwei Stunden schlafen? Einer fand ein Plätzchen vor der Güterabfertigung, der zweite kroch wer weiß wohin, und wir zwei landeten schließlich in der Telefonzelle vor dem Bahnhof, wo eine Art Gepäckablagebank uns notdürftig Sitzgelegenheit bot. In einer unmöglichen Stellung dösten wir vor uns hin. Wir müssen wohl sogar eingenickt sein, denn plötzlich wurde ruckartig die Tür weit aufgerissen, und da wir vornübergebeugt unsere Köpfe gegen die Tür gestützt hatten, fielen wir der jungen Frau, die uns so unsanft geweckt hatte, fast vor die Füße. Aber die Überraschung war beiderseitig, denn die Dame schrie vor Schreck laut auf, die Beine knickten ihr ein, und wir – selbst noch taumelnd – konnten sie gerade noch auffangen, so daß sie nicht zu Fall kam. Wer erwartet schon um vier Uhr früh in einer Telefonzelle zwei unrasierte, verschlafene Figuren? Verdattert starrte sie uns für Sekunden wortlos an, und plötzlich drehte sie sich um und rannte davon. Jetzt war es an uns, verdutzt zu gucken, aber dann mußten wir lauthals lachen. Aber jetzt kommt erst der Clou: Ein Genosse von der VP, der zufällig aus der entgegengesetzten Richtung daherkam, hatte wohl unsere handgreiflichen Bemühungen um die Standfestigkeit der Frau und ihr Davonstürzen von weitem beobachtet und falsch gedeutet. Jedenfalls nahte er mit langen Schritten und amtlicher Miene. „Was ist hier vorgefallen?“ fragte er streng. Wir konnten uns kaum das Lachen verbeißen. Als wir aber dann doch glaubwürdig den Hergang schilderten und zudem plötzlich unsere anderen beiden Genossen auf der Suche nach uns mit Hallo aus dem Bahnhof kamen, stimmte er in unsere Heiterkeit mit ein. Schließlich ließ er uns ziehen, aber nicht ohne vorher unsere Namen und die Dienststelle notiert zu haben, denn – so sagte er schmunzelnd – „Man kann nie wissen . . . !“

Unteroffizier Schröder

Bewährungsprobe

Alle redeten auf den Soldaten Förster ein, beschworen ihn, sich zusammenzunehmen, appellierten an sein Ehrgefühl. Es nutzte nichts. Soldat Förster stand und war nicht an das Seil zu bringen, das den etwa 20 m breiten Teich überspannte. Er sah mich ganz verzweifelt an: „Ich schaffe das nicht, ich fliege sowieso rein.“ Natürlich, so ein unfreiwilliges Bad war nicht angenehm. Noch dazu im Februar. Aber sollte daran unser Überprüfungsmarsch scheitern? Unsere Einheit stand bisher im Wettbewerb an der Spitze, weil wir am meisten trainiert hatten. Immer wieder waren wir an der Sturmbahn gewesen. Am Anfang hatte manche die Kraft verlassen, sie ließen das Seil los und sprangen in den lockeren Sand. Aber schließlich waren doch alle fit geworden, auch Genosse Förster. Aber jetzt verließ ihn der Mut. Wir

hatten allerdings bereits einen 20-km-Marsch hinter uns. Das Überwinden dieses Wasserhindernisses mit vollständiger Ausrüstung war deshalb keine leichte Sache, aber die Hälfte der Genossen lag schon am jenseitigen Ufer.

„Versuchen Sie es. Legen Sie sich mit dem Bauch auf das Seil und hängen Sie das Fußgelenk ein. Genau wie ich es Ihnen gezeigt habe. Wenn die Kraft nachläßt, können Sie sich ausruhen; Sie müssen es schaffen."

Zögernd kletterte er auf den Baum, griff nach dem Hangelseil. Kaum hatte er es berührt, ließ er es wieder fahren und stellte sich auf den Ast, an dem das Seil befestigt war. „Nein", sagte er, „es wird nichts. Ich trau' mich nicht. Ich fliege ins Wasser!"

Die Soldaten schimpften. „Feigling!" – „Mensch, so eine Flasche . . ." Ich verbat mir energisch solche Bemerkungen. „Damit wird ihm nicht geholfen", sagte ich. Wieder wandte ich mich an den Genossen Förster. (Es war fast komisch: Ich stand unten, und er stand oben): „Unteroffiziersschüler Förster! Stellen Sie sich vor, Sie haben mit Ihrer Gruppe eine Aufgabe zu erfüllen. Hinter Ihnen ist der Gegner oder Sie müssen eine andere Gruppe im Kampf unterstützen. Eine Schlucht liegt im Wege. Sie müssen das Hindernis überwinden. Es gibt keinen anderen Weg. Wenn Sie zurückbleiben, wird der bisherige Erfolg der Aktion der anderen Gruppe in Frage gestellt. Das kann entscheidend sein für den Ausgang des Gefechts. Sie haben einen Befehl. Wollen Sie Ihre Kameraden im Stich lassen? Sie müssen rüber, koste es, was es wolle!"

Wieder machte er Anstalten, das Seil zu fassen, aber dann winkte er resigniert ab. Jetzt murrten die Genossen erneut, und als er Miene machte, herunterzusteigen, ging es auch schon los. „Bleib oben!" – „Du willst Unteroffizier werden?" – „Ich möchte wissen, wie du deinen Soldaten etwas vormachen willst!" schimpften sie. Einige Genossen waren weniger heftig. „Du schaffst es, los!" – „Nur Mut!" Aber Genosse Förster zögerte immer noch. „Wenn du runter kommst, schmeißen wir dich ins Wasser!" rief einer. Dieser Vorschlag wurde mit Hallo begrüßt, obgleich er natürlich nicht ganz ernst gemeint war. Plötzlich schrie ein anderer: „Los, wir sägen den Ast ab!"

Ehe ich mich versah, rannten einige zum Sankra. Wenn der Ast abging, mußte Genosse Förster unbedingt ins Wasser fallen. Sollte man es darauf ankommen lassen? Hatten die Soldaten nicht recht? Wie sollte ich handeln? Auch ich war recht ärgerlich auf den Genossen Förster, aber blitzschnell überlegte ich mir, was unser Zugführer wohl in einem solchen Fall getan hätte, und da schien mir die Lösung wieder sehr einfach.

In diesem Moment kamen die Genossen mit der Säge zurück und setzten an. Die ersten Späne rieselten zu Boden. Förster stand ganz ängstlich auf seinem Ast und blickte auf die Säge, die sich in das Holz fraß. „Halt!" befahl ich. Die Genossen sahen mich erstaunt an. Totenstille herrschte plötzlich. Alle warteten auf eine

Illustrationen: Harri Parschau

Erklärung. In die Stille hinein sagte ich ganz ruhig und mir war es sehr ernst dabei: „Wir sind keine Landsknechte, sondern Genossen einer sozialistischen Armee, die sich gegenseitig achten. Wir sind hier, um bewußt zu lernen, unsere Heimat zu verteidigen. Genosse Förster weiß das auch. Ich kenne ihn. Er ist kein schlechterer Soldat als alle anderen. Angst ist keine Schande, man kann sie überwinden. Genosse Förster wird über das Seil gehen." Und zu Förster gewandt: „Los, Sie schaffen es, ich glaube an Sie!"

Er schaute mich sekundenlang an, richtete sich auf, sah noch einmal zum anderen Ufer und legte sich langsam auf das Seil. Kein Laut wurde hörbar. Es war richtig spannend. Die Hände griffen nach vorn, zogen Meter um Meter. Bis zur Hälfte der Strecke war er schon. Das Gefälle des Seils machte es ihm leichter. Nun ging es aufwärts. Er zog. Seine Kräfte ließen nach. Da brach es aus allen Kehlen, hüben und drüben: „Bravo! Vorwärts! Du schaffst es! Los! Nicht aufgeben!" So feuerten die Genossen den Hangelnden an. Das Seil schwankte. Noch fünf Meter. Da passierte es. Förster balancierte nicht richtig aus, rutschte von seiner Bauchlage ab, fing sich aber wieder und ließ ein Knie und die Hände am Seil. Wieder spornten ihn die Genossen an. Noch vier Meter, noch drei Meter. Sein Sturmgepäck und die MPi zogen nach unten. Förster blickte zum Ufer. Er war am Ende seiner Kraft. Aber die Genossen brüllten. "Zieh!" Und er zog. Noch zwei Meter, noch ein Meter. Zehn, zwölf Hände griffen nach ihm, faßten seinen Kampfanzug und rissen ihn ans Ufer. Seine Knie zitterten, aber er lächelte.

Auf dem Rückmarsch kam er zu mir. „Danke, Genosse Unteroffizier!"

„Danken Sie dem Kollektiv und sich selbst. Sie haben sich heute selbst bezwungen."

Unterfeldwebel Thom

Bis der Finger den Knopf drückt

Ein Kommando zerreißt schroff die Stille. Die Sträucher geraten in Bewegung. Geschickt aufgespannte Tarnnetze fallen zu Boden. Dann schiebt sich der lange Hals eines Kranwagens zur Lichtung vor. Hinter ihm, auf dem Wagen, liegt eine Rakete; langgestreckt, achtunggebietend.

„Laden!"

Stählerne Fäuste reißen die Rakete hoch. Die dicken Drahtseile sind bis zum Bersten gespannt. Gehorsam bietet die Abschußrampe ihren beschienten Rücken dar.

Es ist ein kompliziertes Zusammenspiel von Mensch und Maschine, das diese Waffengattung erfordert. Wenn die beiden absolut miteinander harmonieren, dann verbleibt schließlich nur noch ein einziger Knopfdruck.

Der Kommandeur, ein untersetzter Major mit hellbraunem Haar und mittleren Alters, hält die Stoppuhr in der Hand.

Ich versuche, meine lückenhaften Artillerie-Kenntnisse aufzufrischen und frage nach den Richtkanonieren, dem Richtaufsatz und Richtkreis. Der Major, einst Kanonier bei der bespannten Artillerie, lächelt. Er korrigiert mich: „Die Richtkanoniere sind ein wenig avanciert. Sie sind jetzt Obertechniker, Techniker, Mechaniker. Von dem guten alten Richtkreis mußten wir Abschied nehmen. Er wurde durch den Kreiselkompaß verdrängt. Bei uns ist jetzt, bis zur Feuerbereitschaft, eine Vielzahl von elektrischen und mechanischen Vorgängen zu steuern."

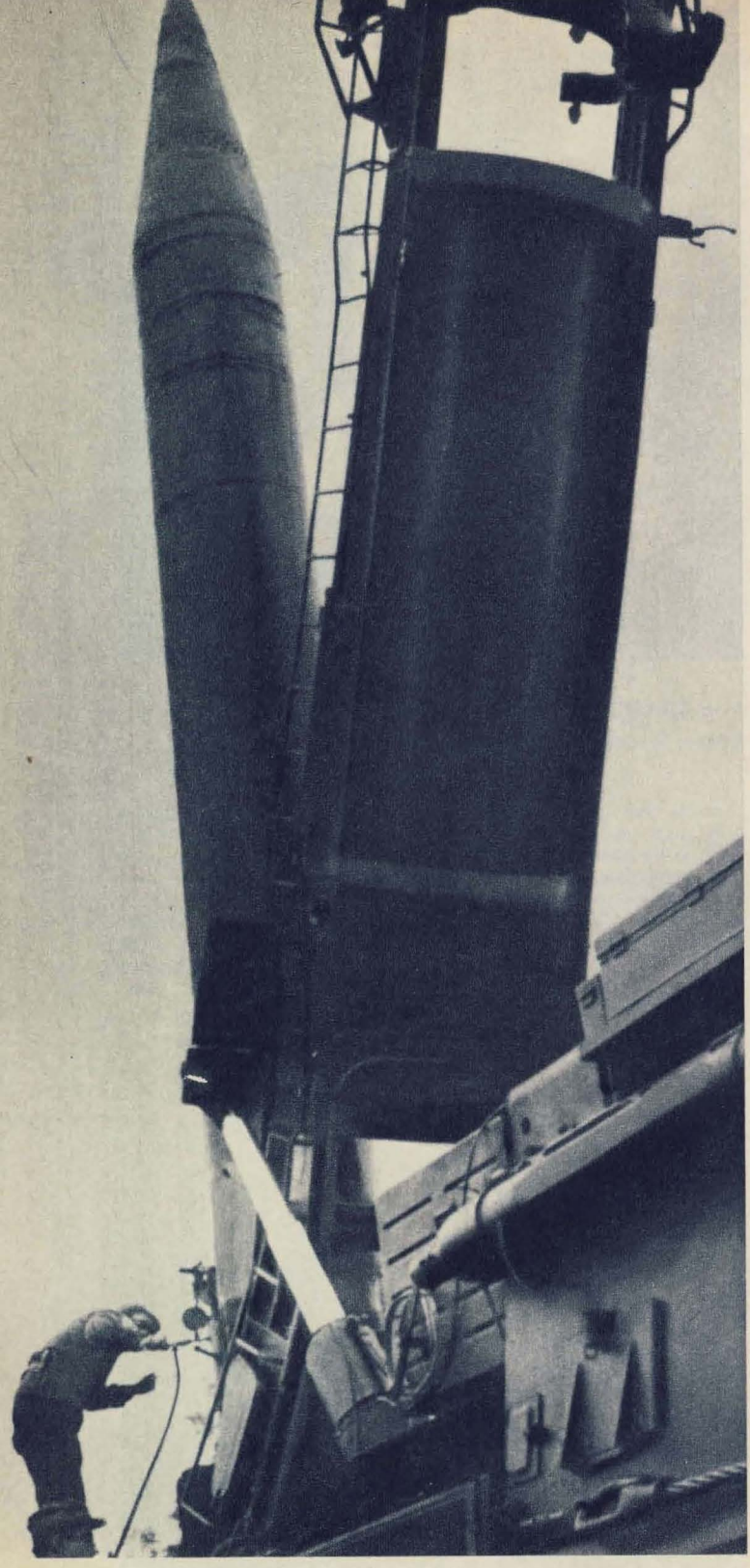
Die Soldaten bewegen sich mit Katzengeschicklichkeit an der Abschußrampe. Motoren heulen, die Rakete richtet sich auf. Am Steuerpult verfolgen aufmerksame Augen die programmierten Elemente. Es ist jetzt auf wenigstens vierzig Signale zu achten. Die über Kontrollkanäle geschlossenen Stromkreise erfassen jede Kleinigkeit. Und sie melden unverzüglich eventuelle Fehler – wie das Nervensystem durch Schmerz Störungen im Organismus signalisiert.

Von Oberstleutnant Ferenc Hegedüs, Budapest
Fotos: Rudolf Bleich

Jenseits der Lichtung erkundigt sich ein Offizier vom Stab: „Wieviel verbleibt noch von der Normzeit?"

„Ich melde, eine Minute vierzig Sekunden!"

Ist das viel oder wenig Zeit? Wenn alles glatt geht, viel! Doch es genügt ein falscher Kabelanschluß, und schon geht kostbare Zeit verloren. Ein einziger Mensch kann alles durcheinanderbringen oder gar den Erfolg in Frage stellen. Ein Beispiel: Die Öffnung zum statischen Druckausgleich ist mit einer winzigen Kappe aus Kunststoff abgeschlossen. Sie ist nicht größer als eine Zwei-Filler-



Münze. Wenn der Soldat, der u. a. für das Abziehen dieser Kappe verantwortlich ist, aus Nervosität für einen Augenblick versagt, kann eine Störung im Kopfteil der Rakete eintreten.

„Noch eine Minute!" Der Major beobachtet unentwegt die Stoppuhr.

„Fertig . . .! Fertig . . .! Fertig . . ."

„Feuerbereit!"

Es scheint, als nähme die nun senkrecht aufragende Rakete die tief ziehenden Wolken aufs Korn. Die Bedienung ist in Deckung gegangen. Sie erwartet den Feuerbefehl.

Erregende Augenblicke. Irgendwo hält jemand den Finger über dem Starterknopf. Dann löst ein neues Kommando die Spannung: „Bedienung wegtreten! Zehn Minuten Pause!"

Die Soldaten treten von einem Bein auf das andere, machen kleine Sprünge. Es ist kalt. Ich betrachte ihre Gesichter. Wer sind diese jungen Menschen? Wie sind sie zu dieser komplizierten Waffe gekommen? Ich frage. Die Antwort ist kurz:

„Wir sind einfach hierher eingerückt." Das wirkt wie eine Pointe. Doch ich möchte mich nicht geschlagen geben und frage einen gut gewachsenen, stämmigen, rotwangigen Burschen:

„Sie sind doch Mechaniker, nicht wahr?" Leises Schmunzeln.

„Nein, ich bin Weintechniker in einer staatlichen Kelterei." Lautes Lachen.

Dann knöpfe ich mir Honved (Soldat) W. vor: „Sie waren doch Gerätebauer?" Staunen.

„Sie haben es wirklich erraten." Triumphierend blicke ich mich um. Ich zeige auf den Honved Sz. „Sie sind Elektromechaniker!"

Er wehrt ab: „Nein, Biologe!" Erneute Munterkeit.

Und dann werden folgende Berufe genannt: Fräser, Maschinenschlosser, LPG-Bauer, Bäcker, Schüler, Motorenschlosser.

Nun bedenke man, wie heute bei dieser Waffengattung ein junger Arbeiter oder Bauer arbeiten und lernen muß, um

im Zeitalter der technischen Revolution in der Welt der komplizierten Maschinen und Geräte zu bestehen! Bei einem großen Teil der Wehrpflichtigen gehören bei dieser Waffengattung Elektrotechnik, Radiotechnik, Mathematik, Physik, Ballistik, Meteorologie und Gott weiß noch welche Wissenschaften zur alltäglichen Praxis.

Zwangsläufig kommt man zu der einfachen Erkenntnis: Möge unser Zeitalter noch so grandiose Geräte, Automaten, elektronische Rechenmaschinen und Raketen hervorbringen — das Großartigste ist und bleibt, daß diese Mittel von Fräsern, Maschinenschlossern, Elektromechanikern und LPG-Bauern beherrscht werden.

Nein, lieber Heine...

Das Gesicht des deutschen Militarismus in der Karikatur

Von Herbert Sandberg

Wie ein preußischer Rekrut ungefähr aussehen würde, wenn er das alles wäre, was ihn der Herr Unteroffizier zu nennen pflegt. (Horsky, „Ulk", 1904)

Wie oft sich doch die Karikatur der Neuzeit mit dem Militarismus auseinandersetzen muß! Das ist auffällig, aber nicht zufällig. Denn immer ging und geht es doch seit Kaisers Zeiten beim Militarismus um die Eroberung neuer Märkte und Absatzgebiete, um die Vergrößerung der Macht des kapitalistischen Staates nach innen und außen, um das Eindämmen des Vormarsches des Sozialismus – auf jeden Fall um die Aufrechterhaltung der Ausbeutergesellschaft.

Die Reaktion benutzt dabei die Karikatur als Mittel der Verdummung, die fortschrittlichen Kräfte zur Aufklärung. Und es ist interessant, daß die großartigsten Werke heute wie je in der Geschichte der Karikatur für die um die Freiheit Kämpfenden Partei nehmen ...

Etwa um die Jahrhundertwende schickte sich der deutsche Imperialismus an, seine Weltherrschaftspläne zu verwirklichen. Damals gab es zwei bedeutende antimilitaristische satirische Zeitschriften in Deutschland, den 1884 in Stuttgart gegründeten „Wahren Jakob", der es bis zu einer Auflage von 300 000 Exemplaren brachte, und der seit 1896 in München erscheinende „Simplicissimus".

Der „Simplicissimus" griff auf hunderten von Blättern Erscheinungsformen des Militarismus an; Herrendünkel und Korpsgeist, preußische Tradition und Machtstreben. Immer wieder war es vor allem der bornierte, dumme, aggressive Leutnant aus dem Adelsstand, der stellvertretend für den ganzen Militarismus Zielscheibe war. Doch selbst in seiner besten Zeit blieb der „Simpl" die Wochenzeitschrift des fortschrittlichsten Teils des deutschen Bürgertums, das die Gesellschaft reformieren, aber nicht revolutionär umgestalten wollte.

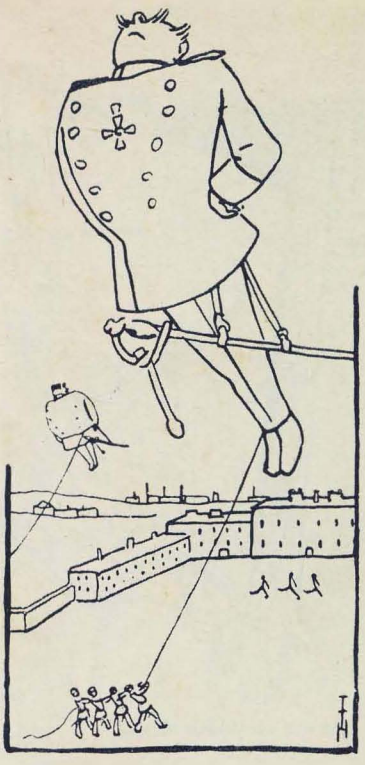
Anders der „Wahre Jakob". Von der organi-

„Sehen Sie den Herrn dort, um den sich die Damen so reißen? Das ist ein früherer Offizier der Schutztruppe, der die Negerweiber immer hat durchpeitschen lassen." (Heilemann, „Simplicissimus", 1902)

sierten deutschen Arbeiterklasse herausgegeben, drang er nicht selten bis zu den Wurzeln des Militarismus und seiner revolutionären Überwindung vor, zum „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Zunehmend fanden sich in ihm aber auch Karikaturen, die den revisionistischen Einfluß der sozialdemokratischen Parteiführung erkennen lassen. Der Beginn des Krieges sah den „Wahren Jakob" sogar im chauvinistischen Lager. Das Titelblatt der ersten Kriegsnummer zeigt den deutschen Michel, wie er mit einem Dreschflegel auf Russen, Franzosen und Engländer schlägt. Der Text dazu lautet: „Nun, Kinder, drauf los! Jetzt hilft nur noch das Dreschen!"

Erst in Verbindung mit der Gründung des Spartakusbundes und der Kommunistischen Partei nach dem ersten Weltkrieg entstand eine konsequent sozialistische Karikatur, die es sich zur Aufgabe stellte, all das lächerlich zu machen, was dem Kampf um eine sozialistische Republik im Wege stand. So wurde der Militarismus nach innen und außen einer der Hauptangriffspunkte jener Presse, die sich die kommunistische Partei schuf und zu der in den Jahren 1920/30 die satirischen Zeitschriften „Die Pleite", der „Knüppel" und der von Otto Nagel und Heinrich Zille im Jahre 1928 gegründete „Eulenspiegel" gehörten.

Es war kein Zufall, daß die bedeutendsten Künstler der zwanziger Jahre gerade in der kommunistischen Presse zeichneten. Käthe Kollwitz und Heinrich Zille, die Hauptmitarbeiter der genannten Zeitschriften, waren ja seit Beginn unseres Jahrhunderts die Zeichner der Arbeiterklasse. Der erste Weltkrieg und der



Wenn Deutschland siegen würde – dann würden die Leutnants so aufgeblasen, daß sie nur noch als Fesselballons verwendet werden könnten. (Heine, „Simplicissimus")

„Prost Noske! Die junge Revolution ist tot!" (1919, George Grosz)

Den Schutzleuten, die bei den Wahlrechtsdemonstrationen die meisten Verwundungen erzielt haben, soll der Orden „der abgehauenen Hand" verliehen werden („Wahrer Jakob")

Koalition auf Urlaub (Grosz)

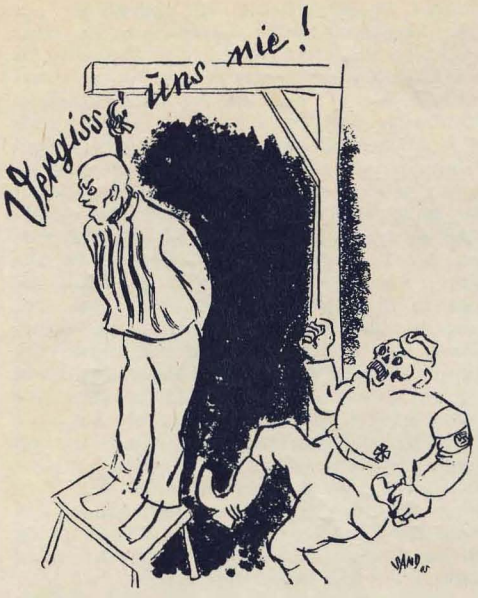
Schluß mit diesen nationalen Kreuzen („Eulenspiegel", 1928)

Kampf der jungen Kommunistischen Partei formten solche Talente wie George Grosz und den in diesem Jahr verstorbenen John Heartfield zu Klassenkämpfern der Kunst. Und selbstverständlich wirkte auf diese Generation wie auch auf uns damals Jüngere die Oktoberrevolution wie eine Fanfare, die unseren künstlerischen Bemühungen einen neuen Weg wies. Von diesem Elan mitgerissen, schuf Heartfield eine ganz neue Kunsttechnik, die Fotomontage, die zum Hauptagitationsmittel der AIZ (Arbeiter-Illustrierte-Zeitung) werden sollte.

Nach dem zweiten Weltkrieg waren es der „Ulenspiegel", den der Verfasser dieser Zeilen von Ende 1945 bis 1950 herausgab, und der „Frische Wind", die mit ihren Mitteln die Reste des geschlagenen deutschen Militarismus aufs Korn nahmen. Und bald schon mußten sie gegen einen im Westen erneut zur Macht strebenden Militarismus den Kampf aufnehmen, der heute vor allem vom „Eulenspiegel" fortgesetzt wird.

Zu Kaisers Zeiten war es der monokelbehangene Leutnantstyp mit Poposcheitel oben und Kürassierstiefel unten, der stellvertretend für den ganzen Militarismus stand. Einen solchen Typ wird die heutige Karikatur nicht mehr schaffen; denn der bundesdeutsche NATO-Offizier verkörpert in Herkunft, Mentalität und Wissen nicht mehr diese Einheitlichkeit. Einheitlich aber sind sie in ihrer antikommunistischen Geisteshaltung. Sie sind wie einst jene Leutnants Feinde des Fortschritts und des Friedens, die es verdienen, mit ihren Hintermännern und Hintergedanken zeichnerisch festge-

Der Sinn des Hitlergrußes (Heartfield, 1932)

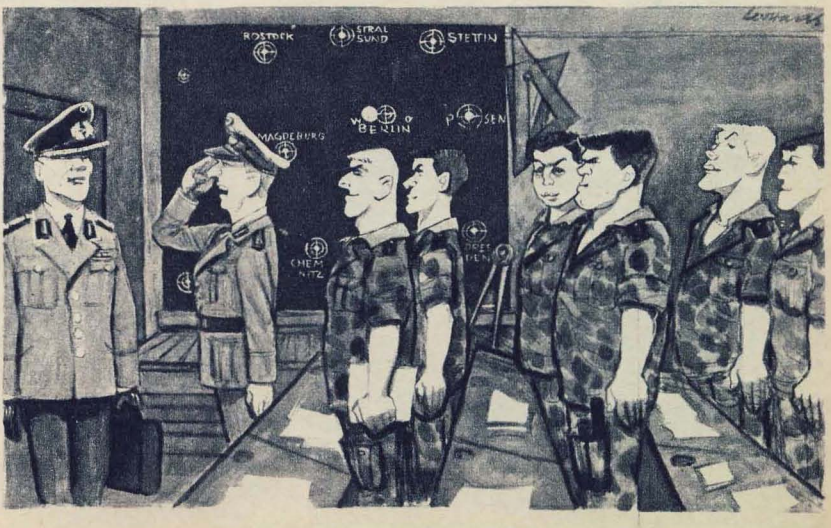


Denk ich an Deutschland in der Nacht . . .
(Sandberg, 1945)

1920: Sieg der einigen Arbeiterschaft über die Kapp-Putschisten (Jazdzewski)

nagelt zu werden. Sie repräsentieren einen Militarismus, der in seinen Wesenszügen der alte geblieben ist.

Es ist doch auch bezeichnend, daß viele unserer Karikaturen aus der Weimarer Zeit, obwohl sie seinerzeit aus aktuellem Anlaß gezeichnet wurden, heute wieder brennend aktuell sind. Da sie eben nicht mit ihrer Kritik bei Oberflächenerscheinungen stehenblieben, sondern das Typische der kapitalistischen Ordnung und ihres Militarismus aufdeckten, scheinen sie direkt für heutige westdeutsche Verhältnisse gezeichnet zu sein, wie zum Beispiel der Polizist, der für seinen Arbeitermord noch eine Belohnung erhält, oder die vielen Zeichnungen, auf denen der Antikommunismus und der „Brückenschlag nach Osten" als verschleierte Aggressionsvorbereitung entlarvt werden. Es geht uns nicht in erster Linie um die Ehre, sondern um die aktuelle Warnung, wenn wir auch auf jene zahlreichen Karikaturen weisen, in denen wir vor 1933 vor dem aufkommenden Faschismus warnten, wie wir heute vor dem Neonazismus warnen. Wir wären froh, wenn die Warnungen vor einem neuen imperialistischen Krieg nicht bittere Wirklichkeit geworden wären! Und ist nicht auch jene Karikatur aus dem „Knüppel" für heute gezeichnet, die Monopolisten und Militaristen vor Ruinen, Toten und Invaliden, kurz vor den Folgen des Eroberungskrieges zeigt und zu der die Unterschrift lautet: „Kampfgenossen! Sie haben es alle nicht gewollt! — Sie werden es wieder nicht gewollt haben!"



„Angetreten zur Krupp- und Flickstunde! Ziele klar erkannt!"
(Leo Haas)

Der Verband hat seine Pflicht erfüllt. Alles schön verheilt! (Louis Rauwolf)

Die besondere Lage der DDR, wie sie aus dem Grauen Plan des Bonner Innenministeriums hervorgeht (Eggstein)

Thomas Theodor Heine, der Begründer des „Simplicissimus", sagte einmal unter dem Eindruck von 15 Emigrationsjahren: „Vielleicht ist eine komische Zeichnung mit treffendem Text nicht die richtige Medizin, das Übel zu heilen. Obrigkeiten und Monarchen, die allwöchentlich zu fröhlichem Gelächter dienen, werden dem Publikum sympathisch ... Und ich glaube, meine satirische Behandlung Wilhelm II. hat ihm mehr genützt als geschadet ... Diese Fehlzündung der Satire ist mir erst in der Perspektive der Verbannung klar geworden. In den Jahren vor 1933 habe ich noch geglaubt, wir könnten beihelfen zu verhüten, daß sich Deutschlands Geschichte im Zeichen des Hauptmanns von Köpenick entwickelte, indem der ‚Simplicissimus' wieder und wieder zeigte, wie komisch diese anmaßenden Figuren waren. Die Lächerlichkeit hat nicht getötet, sie hat eher belebt, hat die Verbrechen mit einem Glanz von Gemütlichkeit umgeben, sie den Stammtischgesprächen mundgerecht gemacht. Aus dem Dunst Münchner Biertische materialisierte sich zuerst der Geist des Nationalsozialismus, drang auf die Gassen hinaus mit lautsprecherischer Propaganda und überzeugte Bürger, daß jetzt eine neue Macht bestünde, der sie gehorchen müssen."

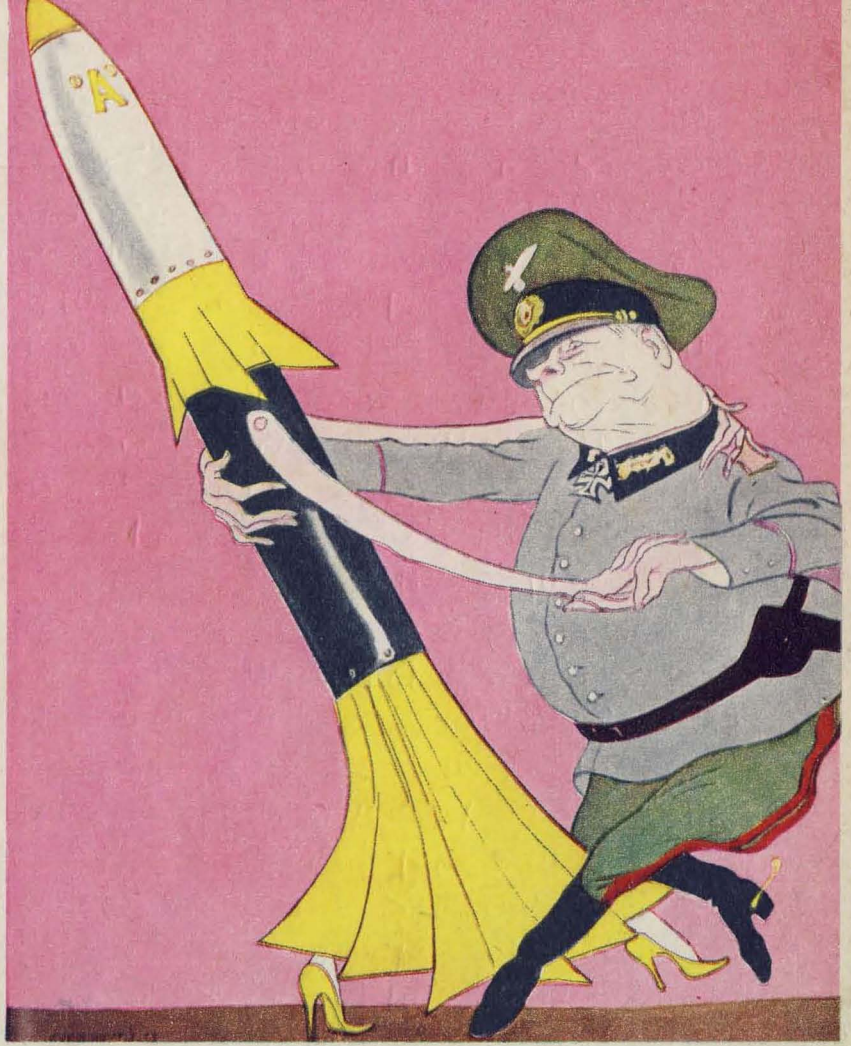
Nein, lieber Heine! Die kommunistische Karikatur der Weimarer Jahre war nicht komische Zeichnung. Sie fuhr wie Granaten in die Klubsesselatmosphäre der Herren der Rüstungskonzerne und gab vor allem den Arbeitern und Antimilitaristen Kraft und frohen Mut für ihren schweren Kampf gegen die Ausbeuterordnung.

Nein, lieber Heine! Die fortschrittlichen Satiriker des deutschen Bürgertums haben die Kraft der Arbeiterklasse und ihrer Partei zwar geahnt und ersehnt, doch im tiefsten Innern glaubten sie nicht recht daran. Wir kommunistischen Zeichner aber wußten, durch Karl Marx und Lenin geschult, daß Reaktion und Militarismus nur im Kampf zu überwinden sind. Dieser Gedanke hat mich zum Beispiel keinen Tag verlassen in dem finsteren Jahrzehnt in Zuchthaus und faschistischem Konzentrationslager.

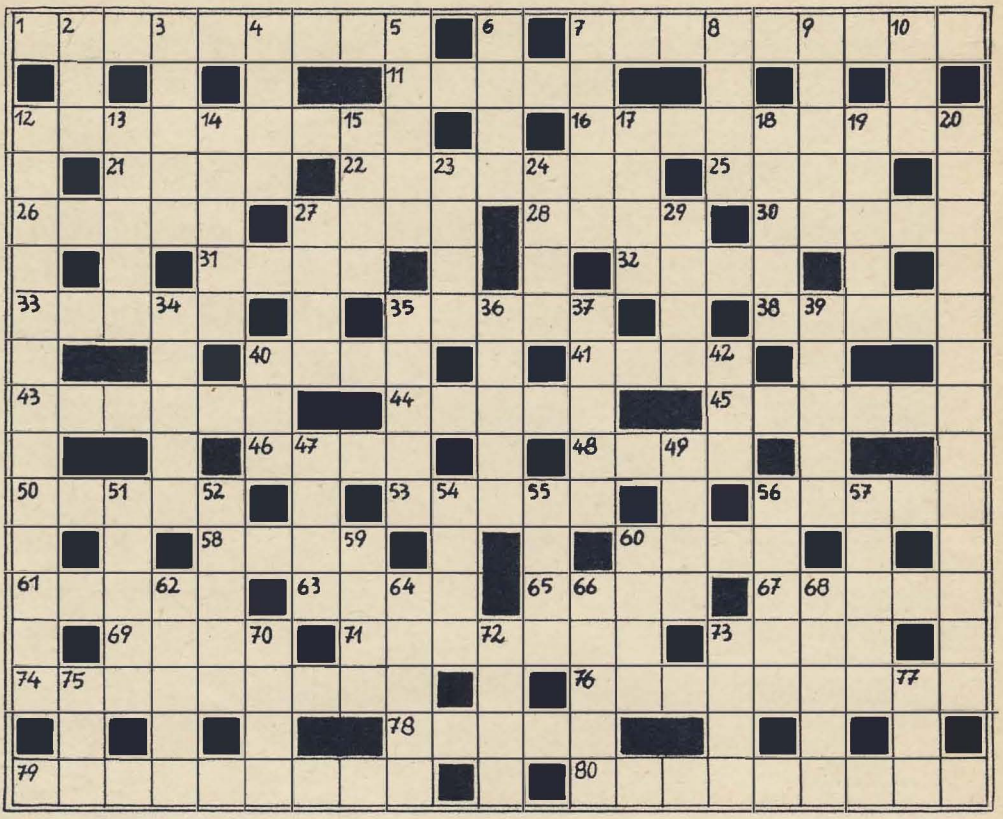
Nein, lieber Heine! Heute sehen Deine Erben erst recht, daß dieser Pessimismus zwar menschlich verständlich, aber doch nicht angebracht ist. Wenn der preußische Kommißstiefel zwar nicht in ganz Deutschland Museumsrequisit ist, so besteht doch in unserem Vaterland, in der Deutschen Demokratischen Republik, kein Gegensatz mehr zwischen Fortschritt und Armee, zwischen dem Volk und seinen Soldaten. Im Gegenteil! Wir wissen, daß sie die Verteidiger der Volksrevolution und damit Gegner des Militarismus sind.

Nein, lieber Heine! Unsere Karikaturisten können mit bestem Gewissen ihren ätzenden Zeichenstift gegen den Klassenfeind richten, der den Militarismus noch braucht zur Aufrechterhaltung seiner Unrechts- und Ausbeuterordnung.

Zangen in der Zange (Kukryniksi, 1941)



Zeitgenössischer Straußwalzer (Kukryniksi, 1958)



KREUZWORTRÄTSEL

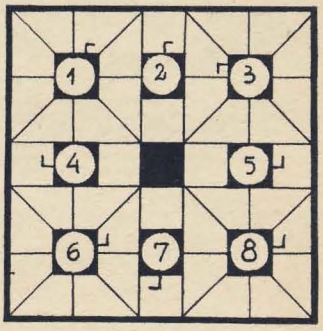
Waagerecht: 1. Dienstgrad, 7. Wiege des Skatspiels, 11. russ.-sowjet. Schriftstellerin („Der Platz an der Sonne"), 12. automat. Steuerung, 16. trojan. Seherin in der griech. Sage, 21. herrschende Klasse in der Feudalgesellschaft, 22. Hoher Dienstgrad in einer Armee, 25. Rauchfang, 26. Himmelsrichtung, 27. Staat in Südamerika, 28. Strom zur Nordsee, 30. Verwaltung, 31. forstwirtsch. Raummaß, 32. kunstvolles Lied, 33. weibl. Vorname, 35. Stadt in Japan, 38. in der Musik: langsam, 40. Strom in Sibirien, 41. Oxydationsschicht, 43. Kapitän der DDR-Friedensfahrtmannschaft 1968, 44. Drehimpuls, 45. Schmiedeunterlage, 46. Schriftstück, 48. Schmuckstein, 50. Garnnummer, 53. Prosawerk, 56. Insel vor der Küste Venezuelas, 58. Ritter aus Artus' Tafelrunde, 60. sowj. LKW, 61. männl. Vorname, 63. Hauptstadt des Jemen, 65. Verpackungsgewicht, 67. Stadt in Mittelitalien, 69. griech. Küstenlandschaft, 71. Fluß in Vorderindien, 73. Bezirk der DDR, 74. zweithöchstes Gebirge der Erde, 76. Südpolargebiet, 78. Vereinigung, 79. Feuerart der Artillerie, 80. berühmter Jazztrompeter.

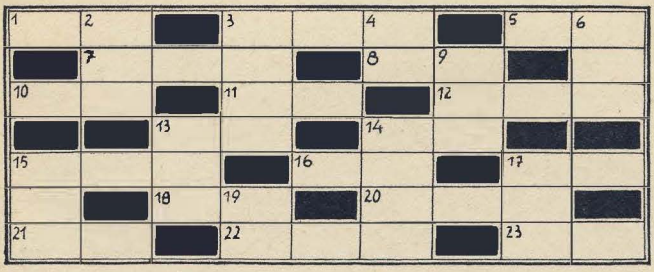
Senkrecht: 2. austral. Laufvogel, 3. Elektronenröhre, 4. männl. Vorname, 5. Hohlmaß, 6. deutscher Physiker und Astronom (1840–1905), 7. Wildschaf, 8. Ameise, 9. Sumpfpflanze, 10. Nebenfluß der Maas, 12. moderne Energieerzeugungsanlage, 13. Teil der Karpaten, 14. Stadt in der RSFSR, 15. franz. Märchenriese, 17. Gestalt aus „Egmont", 18. Krebstier, 19. alträm. Münze, 20. Fahrbereich, 23. Hartschalige Frucht, 24. Turngerät, 27. Stufe des Erdaltertums, 29. Liebesgott, 34. Kunstflugfigur, 35. Befehl, 36. Weckruf, 37. südostbelg. Prov.-Hauptstadt, 39. höchster Berg des Böhmerwaldes, 40. Papagei, 42. Erdeinschnitt, 47. Zuschlagstoff des Betons, 49. Stadt in Indien, 51. Raubtier, 52. Ostseebad, 54. Kalifenname, 55. Stadt in Griechenland, 56. Lebensabschnitt, 57. Titelgestalt eines Romans von H. Mann, 59. Wasserfahrzeug, 60. chem. Element, 62. Doppelsalz, 64. Stadt in Belgien, 66. Stadt in der Türkei, 68. Hausvorbau, 70. Salzlösung, 72. franz. Landschaft, 73. Hausvogel, engl. Bier, 77. Nebenfluß der Donau.

FLIESENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld.

1. europ. Hauptstadt, 2. ASK-Speerwerfer, 3. Indianerbeil, 4. deutscher Komponist, 5. opt. Gerät, 6. Ständchen, 7. Erfinder der Schiffsschraube, 8. autonome Sowjetrepublik im NW der UdSSR.





SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL

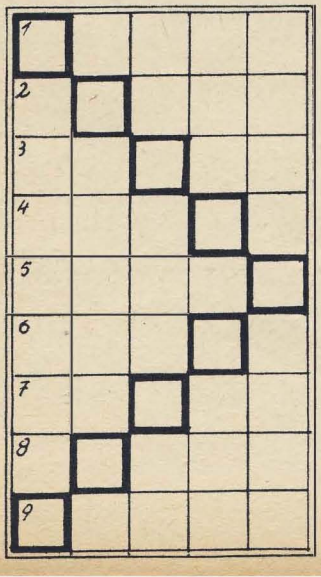
Waagerecht: Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 3. Geschoß, 5. südamerikan. Hauptstadt, 7. Stadt auf Sizilien, 8. Schmückstück, 10. Pferdeleitseil, 11. Schiffsgeländer, 12. Wagnis, 13. griech. Sporadeninsel, 14. Gebirgsstock auf Kreta, 15. berühmter ital. Geigenbauer, 16. Wurfseil, 17. Raubvogel, 18. Vortrag, 20. sowj. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 21. Hauptstadt von Afghanistan, 22. Zaumzeug, 23. Sumpf- und Wasservogel.

Senkrecht: 2. Kfz.-Box, 3. Zeitung der Internat. Brigade in Spanien, 4. Dämpfungsmaß in der Elektrotechnik, 6. Staat in Afrika, 9. nordwestspon. Provinzhauptstadt, 13. Spottdichtung, 14. Verbindungslinien zw. Orten gleichen Luftdruckes, 15. Kontinent, 17. Seeoffizier, 19. Vorsteher einer Fakultät.

FULLRÄTSEL

1. Lehre vom Licht, 2. Himmelsrichtung, 4. sowj. und franz. Farbfernsehsystem, 5. sowj. Schriftsteller, 6. Roman von Strittmatter, 7. größtes Waldgebiet der Erde, 8. Teil der Uhr, 9. militär. Auszeichnung.

Bei richtiger Lösung ergeben die stark umrandeten Felder den Namen des sowj. Fernsehzentrums.

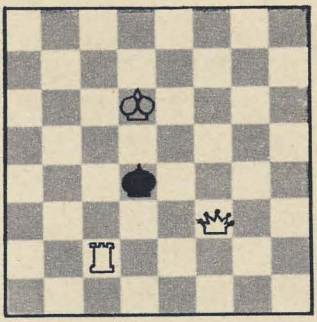


ZUM RECHNEN

Zwei Soldaten erhalten die Aufgabe, einen 150 kp schweren Gegenstand auf einen LKW zu laden. Der Abstand der Ladefläche vom Erdboden beträgt 1,05 m. Damit der Gegenstand auf einer schiefen Ebene hochgezogen werden kann, stehen 2 Bohlen von 2,10 m Länge zur Verfügung.

Welche Kraft F ist zum Hochziehen des Gegenstandes erforderlich, wenn der Reibungskoeffizient $\mu = 0{,}3$ beträgt?

SCHACH



Matt in zwei Zügen
(G. E. Corpenter)

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1968

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Dnepr, 4. Tabor, 8. Pamir, 12. Trafo, 15. Irak, 16. Neper, 17. Nahe, 18. Konus, 19. Nudel, 20. Nimes, 21. Stola, 23. Takt, 24. Gilde, 25. Status, 26. Amme, 29. San, 30. Alt, 32. Kadi, 34. Passat, 37. Aurora, 40. Klio, 42. Otter, 44. Start, 46. Norm, 49. Ressel, 51. Orava, 52. Riegel, 54. Roem, 55. Ramm, 56. Elend, 57. Kraul, 58. Pult, 59. Abbe, 61. Engels, 64. Rodel, 66. Arkona, 69. Wade, 72. Haase, 74. Alost, 76. Aniz, 77. Westen, 80. Becher, 81. Lena, 83. Eta, 85. Ufa, 87. Otto, 90. Altena, 93. Elite, 94. Paar, 96. Grude, 97. Nurmi, 98. Tiger, 99. Arndt, 100. Teig, 101. Pegel, 102. Stab, 103. Sonne, 104. Senor, 105. Rente, 106. Eisen. – **Senkrecht:** 1. Dukla, 2. Einem, 3. Rist, 4. Tankist, 5. Akut, 6. Onega, 7. Reling, 8. Pendant, 9. Ariel, 10. Ines, 11. Raster, 12. Test, 13. Arosa, 14. Okapi, 22. Tukan, 27. Mole, 28. Epos, 29. Ster, 31. Tarim, 33. Dur, 35. Solo, 36. Atam, 38. Ute, 39. Ode, 40. Krakow, 41. Island, 43. Ragusa, 44. Sartre, 45. Armada, 47. Oregon, 48. Madras, 50. Erle, 53. Leer, 58. Plane, 59. Aloe, 60. Bath, 62. Nis, 63. Ehe, 65. Elba, 67. Karo, 68. Niet, 70. Aue, 71. Ewald, 73. Spalier, 75. Scharte, 78. Tennis, 79. Kutter, 81. Lagos, 82. Nauen, 84. Tempo, 86. Feile, 88. Tunis, 89. Olten, 91. Auge, 94. Pest, 95. Rabe.

KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN. Waagerecht: Kemi, Atom, Engels, Rom, Riam, Rila, Ural, Statut, Elektron, Computer, Samara, Mole, Herz, Trud, Hus, Kamera, Tell, Egel. – **Senkrecht:** Emil, Irak, Amur, Oran, Mil, Ems, Gao, Leu, Reis, Leim, Rot, Tip, Tete, Terz, Tor, Pol, Code, Mehl, Erde, Uhse, Ara, Ade, Ata, Mut.

ZUM RECHNEN:

t = Flugzeit von B nach C

$$t = \frac{\overline{BC}}{v} = \frac{\overline{AB}}{c}$$

$$v = \frac{\overline{BC}}{\overline{AB}} \cdot c$$

$$v = c \cdot \tan z$$

$$v = 340 \text{ m/s} \cdot 0{,}977$$

$$= 332{,}18 \text{ m/s}$$

$$v \approx 1\,196 \text{ km/h}$$

MAGISCHES QUADRAT: 1. Dakar, 2. Adele, 3. Kefir, 4. Alibi, 5. Rerik.

SILBENRÄTSEL: 1. Wiegand, 2. Elektron, 3. Ibarruri, 4. Salomon, 5. Sextant, 6. Effekten, 7. Röntgen, 8. Oberleutnant, 9. Stolle, 10. Entsatz – „WEISSE ROSE"!

SCHACH: Mit 1. Sd8 muß Weiß notgedrungen den sT aus seiner Brennpunktstellung befreien, 1. . . . Td6 (sonst folgt 2. Ld5 bzw. 2. Da4 matt); 2. Lc6! T : c6; 3. Sb7. Damit ist die Ausgangsstellung wieder erreicht, nur daß Weiß eine überflüssige Figur und ein Tempo verloren hat. 3. . . . T bel. 4. Sd6 oder 4. Dc5 matt.

AR-INTERNATIONAL

Aus unserem Jahrestagskalender:

25. Oktober Tag der Rumänischen Streitkräfte
28. Oktober 1918 Gründung des Komsomol
7. November 1917 Beginn der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution
19. November Tag der sowjetischen Artillerie

●

Innerhalb eines knappen halben Jahres setzten in der Provinz Quang Nam operierende Einheiten der südvietnamesischen Befreiungsstreitkräfte 28 266 Gegner außer Gefecht. Darüber hinaus vernichteten sie 640 Panzer und Schützenpanzerwagen sowie 44 Treibstoff- und Munitionsdepots.

●

Grobe strategische Fehler bescheinigt die in der Demokratischen Republik Vietnam erscheinende Tageszeitung „Nhan Dan" den amerikanischen Aggressoren. Diese verstießen gegen „grundlegende Erkenntnisse der Militärtheorie, indem sie sich eingebildet haben, daß sie durch den Einsatz der Luftwaffe das Schicksal des Krieges bestimmen könnten" und „indem sie die allgemeine Kraft und die unbesiegbare Stärke unserer Armee und unseres Volkes unterschätzt haben".

ABZUG AUS DER „DSCHUNGELFESTUNG"

Seit dem 9. Juli dieses Jahres weht über dem festungsartig ausgebauten ehemaligen US-Stützpunkt Khe Sanh die Fahne der FNL. Das war nur ein reichliches Vierteljahr, nachdem der Westberliner „Tagesspiegel" geschrieben hatte: Khe Sanh ist „in Vietnam und den USA zu einem Testfall der nationalen Ehre hochgespielt worden und Rückzug erscheint ausgeschlossen". Es geschah, obwohl sich Präsident Johnson vom Vereinigten Generalstab der US-Streitkräfte zuvor „schriftlich und ehrenwörtlich" bescheinigen ließ, daß die Festung gehalten werde. Die Bevölkerung Südvietnams und ihre Befreiungsstreitkräfte waren anderer Meinung und bewiesen, daß sie damit recht hatten.

Im September 1966 war von amerikanischen „Ledernacken" (den ob ihrer Grausamkeit berüchtigten US-Marineinfanteristen) jene etwa 30 km südlich der Grenze zur DRV und 12 km ostwärts der laotischen Grenze gelegene Anhöhe besetzt worden, um auf einer Fläche von rund zwei Quadratkilometern eine Zwingburg gegen den Freiheitswillen des vietnamesischen Volkes zu errichten.

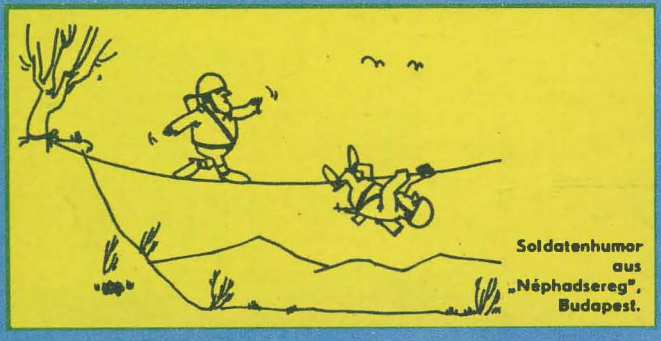
Khe Sanh wurde jedoch zur sprichwörtlichen Grube, in die die Amerikaner selbst hineinfielen. Vom 21. Januar 1968 an war die „Dschungelfestung" von jeglicher Landverbindung abgeschnitten und lag im ununterbrochenen Feuer der FNL-Streitkräfte. Versuche, durch Luftangriffe den Ring zu lockern bzw. ihn durch die Heranführung von Ersatztruppen zu sprengen, scheiterten.

Schließlich mußten die „Ledernacken" unter schwersten Verlusten abziehen, um nicht ein amerikanisches „Dien Bien Phu" heraufzubeschwören.

Der 170 Tage und Nächte andauernde Kampf hatte sie 13 000 Mann gekostet (dazu noch 4000 Soldaten des südvietnamesischen Marionettenregimes), 480 Flugzeuge und Hunderte Fahrzeuge. Die Befreiungsstreitkräfte besetzten außer Khe Sanh den gesamten Distrikt Huong Hoa und durchbrachen die amerikanischen Verteidigungslinien entlang der strategisch äußerst wichtigen Straße Nr. 9.

Die USA haben eine empfindliche militärische Niederlage erlitten, die zugleich erhebliche politisch-moralische Auswirkungen haben dürfte, weil sie eine Niederlage der stärksten Macht des Imperialismus ist.

G. B.



Soldatenhumor aus „Néphadsereg", Budapest.

POLNISCHE UNIFORMEN

Felddienstuniform/Sommer
(Soldaten der Land- und Luftstreitkräfte)

Ausgangsuniform/Sommer
(Soldaten der Landstreitkräfte)

Felddienstuniform/Sommer
(Offiziere der Land- und Luftstreitkräfte)

Paradeuniform
(Offiziere der Landstreitkräfte)

Paradeuniform
(Offiziere der Luftstreitkräfte)

Dienstuniform Sommer
(Matrosen und Maate)

Paradeuniform
(Offiziere der Seekriegsflotte)

ARMEE Rundschau

HEFT 10
OKTOBER 1968
PREIS 1 MARK

4 Postsack
7 Oberst Richter antwortet
9 Die Anikin-Höhe
15 Wenn du schläfst ...
20 Militärtechnische Umschau
22 Die aktuelle Umfrage
26 DDR – unser Vaterland
28 Test mit Algen-Sauerstoff
30 Heiße Bananen
34 Starke Männer des letzten Takt
39 Rätemacht oder Nationalversammlung?
43 Hart am Kurs
50 AR-Cocktail
53 Das „Geheimnis" des Koffers
58 Parteiloser Kommunist
63 Schnelle Brücken
67 Kleine Geschichten über große Geschichten
71 Strahltrainer
78 Soldaten schreiben für Soldaten
80 Bis der Finger den Knopf drückt
84 Nein, lieber Heine ...
92 AR international

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 13. August 1968

Fotos: Gebauer (10) Titel, S. 7, 8, 21, 43, 44, 45, 46, 47; Ortner (1) S. 3; Uhlenhut (22) S. 15, 16, 17, 18, 19, 34, 35, 36, 37, 38, 58, 59, 60, 61, 65, Rücktitel; Archiv (8) S. 20, 63, 71, 72, 76, 77; Gamski (1) S. 21; WAF (1) S. 21; Holz (1) S. 27; „Zolnierz Polski" (2) S. 30, 31; Szymański (2) S. 32, 33; Institut für Marxismus-Leninismus (3) S. 40, 41; Große (1) S. 48; B. Pieske (1) S. 48; Stecha (1) S. 49; DEFA/Dietrich (1) S. 50; Kronfeld (1) S. 51; Th. Klamann (1) S. 52; DEFA/Meister (3) S. 60, 61, 62; DMV (5) S. 63, 64, 65; MBD/Fröbus (3) S. 67, 68, 69; MBD/Zühlsdorf (2) S. 71; Bleich (6) S. 80, 81, 82, 83.

TITELBILD: Torpedoübernahme auf einem Schiff der Volksmarine

Sie heißt Olivia Molina, hat bernsteingelbe Augen, Haut wie Bronze und das Temperament ihrer sonnigen Heimat. Das schönste an ihr aber ist die Stimme! Als sie vor drei Jahren „übern großen Teich" nach Europa kam, staunten nicht nur die Rundfunktechniker. Sie mußten das Band wieder löschen, weil die junge Sängerin neunzehn Musiker, die sie begleiteten, glatt übertönte! Olivia kommt aus dem Land, dem alle Sportfreunde in diesem Jahr ihr Augenmerk schenken, das sich mit olympischem Feuer, den fünf Ringen und friedlichem Wettstreit verbindet: aus Mexiko. Aufgewachsen ist sie in Acapulco, wo sie — nachdem ihr der Schulchor nicht mehr genügte — bereits mit vierzehn Jahren in den zahlreichen Strandrestaurants Schlager, Chansons und Volkslieder sang und mit fünfzehn ihre erste Schallplatte

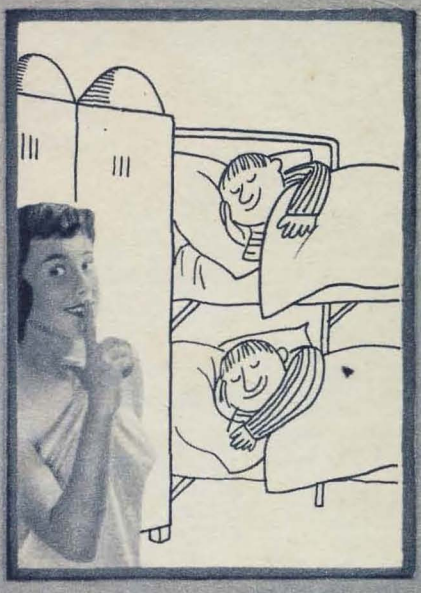
STAR-Palette

machte. In Mexico-City studierte sie Gesang, stieg gleich ganz groß beim Rundfunk ein, erhielt dessen höchste Auszeichnung, das Bronzene Pferd, für ihr Lied „Juego de Palabras", und ihre 32 Schallplatten wurden weit über ihre Heimat hinaus Erfolge in vielen Ländern.

1966 kam Olivia in die DDR. Ihrer Premiere, „Messe-Melodie" in Leipzig, folgten sechs weitere Fernsehsendungen, wie „Mit dem Herzen dabei", „Zwischen Wartburg und Ostseestrand" und „Schlager 68", sie war Mittelpunkt einer Revue im Friedrichstadt-Palast, mit AMIGA laufen Schallplattenverhandlungen, und Silvester werden wir sie wieder auf dem Bildschirm haben.

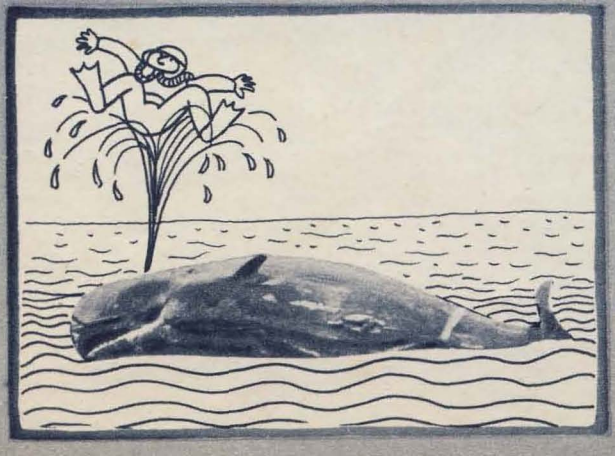
Nicht allein, weil Olivia ihr Herz dem neuentdeckten Schnee und Wintersport verschrieb, wird sie immer wieder gern zu uns kommen — vor allem ist es die hohe Qualität der in der DDR produzierten Musikinstrumente, die sie nicht genug loben kann. Ihr Kommentar über die erworbene Markneukirchener Meistergitarre: „Dufte".

Helga Heine



PAUL KLIMPKE:

Collage kommt



gleich!